

Wer spricht?

Eine performative Lesart der Aussagetheorie Michel
Foucaults

Magisterarbeit

im Studiengang

MAGISTER ARTIUM

der

Friedrich-Alexander-Universität
Erlangen-Nürnberg

in der Philosophischen Fakultät und Fachbereich Theologie

Betreuer:

PD Dr. Joachim Renn

vorgelegt von

Ronald Staples

aus

Braunau am Inn, Österreich

Erlangen, im September 2009

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	2
1. Einleitung: Zwischen Autorfunktion und kritischer Ontologie unserer Selbst	4
2.0 Einheit der Vielheit und Diskontinuität: Die Schlüsselstellung der Archäologie des Wissens und das Potenzial der Aussagetheorie	9
2.1 Struktur der Aussage – Von der Einheit zur Ordnung der Verteilung	10
2.1.1 Orthodoxe Hypothesen der Ordnung von Wissen	13
2.2 Strukturalismus, Neostrukturalismus oder Poststrukturalismus	15
2.3.0 Dimensionen von diskursiven Formationen	19
2.3.1 Gegenstände.....	20
2.3.2 Äußerungsmodalitäten.....	23
2.3.3 Dispersion der Begriffe	25
2.3.4 Strategien	28
2.4 Beziehung und Formation	30
3.0 Von der Aussage.....	34
3.1 Definition der Aussage	35
3.1.1 Logik, Grammatik und Pragmatik	36
3.1.2 Korrelation und Referential	39
3.1.3 Subjekt der Aussage	41
3.1.4 Assoziatives Feld.....	42
3.1.5 Materialität der Aussage.....	43
3.1.6 Die rekonstruierte Form der Aussage.....	47
3.2 Reziprozität von Diskurs und Aussage.....	49
4.0 Von der ‚illocutionary force‘	53

4.1	Die Unterscheidung performativ/konstativ	54
4.1.1	Immanenz des Fehlers: Mißlingende Sprechakte	57
4.1.2	Vom Satz zur Sprechsituation	60
4.3	Sprechakte als Lokutionen	62
4.4	Konventionales Handeln und ‚illocutionary force‘	65
5.0	Biunivozität: Die Verbindung von Aussagefunktion und ‚illocutionary force‘	69
5.1	Raum der Praxis	71
5.2	Illokution und Aussage: Annäherung	76
5.3	Performanz der Aussage	80
5.5	Illokution und Aussage: Kritik	83
5.5.1	Existenzfunktion	83
5.5.2	Iteration	85
5.6	Biunivozität: Vorläufiges Fazit	87
6.0	Die Aussagen der Beichte	89
6.1	Genealogie der Beichte – Von Außen nach Innen	91
6.2	Methodologische Anmerkung	98
6.3.0	Die Form der Beichte	99
6.3.1.	Das katholische Sakrament der Buße	100
6.3.2	Die konventionalen Sprechakte der Beichte	101
6.4	Biunivozität der Beichte	105
7	Fazit und Ausblick	107
8	Literaturverzeichnis	111
9.	Lebenslauf	121
10.	Wahrheitsgemäße Erklärung	123

1. Einleitung: Zwischen Autorfunktion und kritischer Ontologie unserer Selbst

Der Titel der vorliegenden Arbeit ist ambivalent. Einerseits eine Frage, die suggestiv wirkt und den oder die Gefragte(n) zu einer Antwort auffordert. Die Frage fordert zu einem Bekenntnis, zu einer Urheberschaft auf. Andererseits gibt sie sich rhetorisch als eine Aussage, die keiner Antwort bedarf oder gar keine mehr erwartet. Das Interessante an dieser Ambivalenz ist nun nicht dem Subjekt der Frage einen Namen zuzuschreiben, sondern wie es möglich ist, dass *man* darauf antworten kann und wie man das tut.

In diesem Sinne versucht diese Arbeit diesem *man* nachzuspüren –zu fragen, wie man sich sicher sein kann, dass das, was man über etwas sagt, auch das ist, worüber man etwas sagt- und diese Anonymität als Ausdruck davon zu verstehen, dass Wissen eine genuine Dimension des Sozialen ist. Dabei gilt das Augenmerk nicht einer Möglichkeit des Wissens, sondern *wie etwas gewusst* wird. Somit stellt dieser Text auch keine Diskussion der Frage nach einem Primat dar, in welcher Weise sich Wissen konstituiert, vielmehr interessiert, wie damit umgegangen wird und wie sich dies beschreiben lässt. Somit kann man auch sagen, dass es in dieser Arbeit darum geht, zu hinterfragen, wie die soziale Produktion von Wissen beschrieben werden kann. Damit stellt sich die Frage, welche Beschreibungssprache man wählt, um diese Problemstellung erörtern zu können. Einerseits muss diese formal genug sein, damit das Feld des ausgesprochenen Wissens möglichst umfassend diskutiert werden kann. Andererseits benötigt man eine Beschreibungsweise, die sich mit den konkreten Erscheinungen von Wissen und ihrer Funktionsweise befasst.

Eine intensive Auseinandersetzung mit dem Problem der Beschreibung von Wissen findet man in den Arbeiten von Michel Foucault. Die akribische wie gleichermaßen skeptische Weise der unermüdlichen Untersuchung der Verbindung von Wissen, Subjekt(en) und Praktiken ziehen sich durch sein Werk. Seine Fassung der Diskurstheorie scheint ein geeigneter Ansatz zu sein, um die Ordnung von Wissen in formalisierter Weise kritisch beleuchten zu können. Der Diskurstheorie Foucaults muss man jedoch eine Beschreibung entgegensetzen, die sich mit den konkreten Äußerungen von Akteuren auseinandersetzt, um der Beschreibung des Zirkulierens von geltendem Wissen einerseits größere Trennschärfe zu verleihen und andererseits Argumente in der Hand zu haben, die auf mögliche blinde Flecken in Foucaults Theorie aufmerksam machen können. Da in dieser Arbeit Wissensformen ausgehend vom Sprechen analysiert werden sollen, bietet sich die Theorie der Sprechakte von John L. Austin an. Im Gegensatz zu anderen Sprechakttheorien wie jener John R. Searles bspw., scheinen die Analysen von Austin mehr auf den Aspekt der Performativität von Sprechweisen einzugehen und dafür eine formale Beschreibungsform zu

finden. Die Performativität von Wissen und ihre Erscheinung im Sprechen bildet so das gemeinsame Dritte, welches in dieser Arbeit als roter Faden der Untersuchung dienen soll.

Sucht man jedoch einen roten Faden, ein homogenisierendes Thema in Foucaults Werk, so stößt man erst einmal auf ein scheinbar heterogenes Bild. Die ‚Archäologie des Wissens‘ stellt die einzige größere Arbeit Foucaults dar, die ausschließlich seine theoretischen Überlegungen behandelt.¹ Insofern stellt sich das Problem wie man zu diesem Werk hinführt, will man die Theorie der Aussage diskutieren und zu den Illokutionen Austins in ein spezifisches Verhältnis setzen. ‚Die Ordnung der Dinge‘ eignet sich nur bedingt, da sie zwar eine implizite Anwendung der Theorie der Archäologie darstellt, allerdings in ihrer Dekonstruktion des orthodoxen Verständnisses von Ideen und dem Subjekt eher einem strukturalistischen Ordnungsmodell anhängt, als einem performativen.² In den kleinen Schriften, Artikeln und Vorträgen finden sich allerdings mitunter sehr präzise Formulierungen seiner theoretischen Positionen und Methoden. Zwei davon scheinen im Kontext dieser Arbeit besonders lesenswert, da sie nicht nur über Foucaults Schreiben einen Bogen spannen können, sondern auch im Kontext dieser Arbeit das Feld ordnen.³ Den Vortrag ‚Was ist ein Autor‘ hält Foucault im Jahr 1969 vor der französischen Gesellschaft für Philosophie und pointiert darin zentrale Punkte der Archäologie. Der Aufsatz ‚Was ist Aufklärung‘ von 1984 dagegen steht am Ende von Foucaults Werk. Zwei Figuren behandelt Foucault in beiden Texten: Funktionalität und Praxis. Das Medium oder auch die Techniken, die diese beiden erst einmal disparat nebeneinanderstehenden Begriffe verbindet, sind das Sprechen und das Schreiben. In zweiter Reihe entdeckt man hier die Problematisierung von Ordnung und Kontinuität und die als fehlend kritisierte Haltung⁴, den Ethos Foucaults⁵. In beiden Texten, in unterschiedlicher Gewichtung spielen Praktiken, also geregelte Formen von Praxis eine dominierende Rolle. Im einen sind es Praktiken, die eine Autorfunktion regeln und im anderen solche, die das moderne Selbst,

¹ Der ‚Wille zum Wissen‘ muss an dieser Stelle ebenfalls genannt werden, allerdings handelt es sich dabei weniger um eine theoretische Arbeit, als um eine fokussierende, methodisch ausgerichtete Vorarbeit für die ‚Geschichte der Sexualität‘. (Vgl. Foucault 1983)

² Foucault lehnt es zwar ab, strukturalistische Positionen in der Ordnung der Dinge zu vertreten, in der Literatur findet sich vor allem in Bezug auf den sehr starken ‚episteme‘-Begriff Foucaults Argumente, die dafür sprechen. (vgl. Sloterdijk 1972)

³ Das Sprechen von Austin, seine Hauptschrift ‚How to do things with words‘ (Austin 2002) stellt die Übertragung von Vorlesungen dar. Foucaults Fragen an die Autorfunktion und sein Ethos des Problematisierens sollen so den Blick auf die Diskussion Austins Werk ordnen.

⁴ Axel Honneth attestiert Foucault eine notwendigerweise langmütige positivistische Haltung, da seine Kritik am Subjekt zu einem anonymen formierten Körper führe, der für sich stumm bleiben muss. (vgl. Honneth 1990) An anderer Stelle kritisiert er die Methode der Archäologie des Wissens als eine Verwandlung von einer Ethnologie der eigenen Kultur hin zu einer semiologischen Ontologie. (vgl. Honneth 1989:164ff.) In dieser Arbeit wird dem gegenüber der Gedanke vertreten, dass aus der Perspektive Foucaults man wohl von einer semiologischen Ontologie in der Form sprechen kann, dass man als Diskursteilnehmer nicht vor den Diskurs gelangen kann. Allerdings wie noch gezeigt wird verweist Foucault auf andere Beziehungsformen, die explizit nicht-diskursiv sind, allerdings notwendig für das Existieren von Diskursen.

⁵ Für Dieter Mersch stellt es eine spezifische Qualität Foucaults dar ‚dass er "nirgends versucht [...] die Vielheit der Materialien unter EINEN (Hervh., Staples) schlüssigen Sinn zu zwingen oder ihren geheimen Plan zu entschlüsseln." (Mersch 1999:166)

eingedenk der Mündigkeit Kants, selbst zum Thema der Reflexion machen. Dabei interessiert Foucault in beiden Fällen, aus unterschiedlichen Richtungen, das Verhältnis des Subjekts zur Zeit, oder anders ausgedrückt: Auf welche unterschiedlichsten und in der Diskontinuität der Geschichte immer komplexer werdenden Wege werden Subjekte konstruiert und setzen sich in ein Selbstverhältnis. Darin lässt sich weniger eine „Teleologie der Subjekt-Überwindung“ lesen, wie Manfred Frank es tut (Frank 1989:403) oder der heillose Subjektivismus, welcher Foucault von Jürgen Habermas und Axel Honneth vorgehalten wird (vgl. Habermas 1988:324), sondern vielmehr der unentwegte Versuch einer sui generis nicht enden könnenden Selbstbeschreibung. Der Ethos, den Foucault dabei vertritt, welchen er als eine Grenzhaltung bezeichnet, ist getragen von der kantianischen Idee der Mündigkeit (vgl. Foucault 2007:175ff.). Für Foucault erwächst eben aus dem Bewusstsein der historischen Kontingenz des Typus Subjekt, als der Verallgemeinerung des Speziellen -im Gegensatz zur Individualisierung, einer Unverwechselbarkeit durch Merkmalsbestimmung- die Verantwortung des Einzelnen gegenüber den Anderen. In seinen letzten Arbeiten zur Parrhesia –dem Wahrsprechen- wird dieser Anspruch und diese Rückkehr zu einer Arbeit an sich selbst noch einmal sehr deutlich. „Wer spricht“ gewinnt unter diesen Aspekten ein anderes Gewicht, im Gegensatz zum Beckettwort⁶. Goldmann weist in seinem Redebeitrag zu „Was ist ein Autor“ auch darauf hin, dass man das individuelle Subjekt durch ein kollektives oder transindividuelles Subjekt ersetzen könne (vgl. Foucault 2001:1033). Die Autorfunktion, die spezifische Wissenspraktiken sichert und sich aus der Differenz von Beschreibung und Bezeichnung des Autornamens finden lässt, steht dabei nicht dem Ethos des nachaufklärerischen Foucault gegenüber oder bedeutet gar etwas wie eine ‚Entwicklung‘ des Autors von einem radikalen Positivisten hin zu einem orthodoxen Humanisten. Diese scheinbar unvereinbaren Arbeits-Gegenstände ergänzen sich allerdings, bzw. sind Teil desselben Themas: der spezifischen, historischen und kontingenten Bedingungen des seienden Menschen. Was auf einer ganz konkreten, positivistischen Ebene als verbindend zutage tritt, ist das Moment der Praktiken. Foucault untersucht nicht feste Referenzen, Monumente im landläufigen Sinne, sondern die Genese von Subjekten geschieht über Praktiken. Diese besondere Form von Dynamik prägt Foucaults Verständnis und vor allen Dingen seine Analysemethoden, um die Beziehungen, das Spiel von Wissen und Subjekten beschreiben zu können. „Er (der Diskurs, Anm. Staples) war historisch gesehen ein risikobehaftetes Tun, bevor er zu einem Gut im Kreislauf des Eigentums wurde.“(Ebd.:1015)

Die Beschreibung einer Autorfunktion als einer spezifischen Ordnungsweise von diskursiven Praktiken, die Foucault von der Ebene eines Textes und seines Autors bis zu „Diskursivitätsbegründern“ (ebd.:1022) ausdehnt, korrespondiert mit den Forschungsfeldern der ‚Kritischen

⁶ Mit einem Zitat von Samuel Beckett „Was liegt daran wer spricht,“ beginnt Foucault seinen Text „Was ist ein Autor“. (Foucault 2001:1003)

Ontologie'. Diese fragt *systematisch* danach „wie sind wir als moralische Subjekte unserer Handlungen konstituiert worden“ (ebd. 2007:189), wie *allgemein* kann man dieser Frage nachgehen, welche praktischen Korpora können wiederkehrend welchen Beziehungsformen zugeordnet werden und auch warum nicht; dabei wird unter Aspekten der *Homogenität* gefragt, „welche Rationalitätsformen die Weisen des Tuns organisieren“. Schließlich hat diese Grenzhaltung als ihr ‚Einsatzfeld‘ das Problem: „Wie lassen sich das Anwachsen der Fähigkeiten und die Intensivierung der Machtbeziehungen entkoppeln?“ (Ebd.:187-189) In dieser Ordnung von Kritik scheint eine transformierte Archäologie aus dem Autortext durch, die den Anspruch erhebt, Diskurse nach ihren Existenzmodalitäten⁷ zu befragen und nicht mehr nach ihrem Ausdruckswert. Dazu stellt Foucault die Orthodoxie des Stiftersubjekts infrage und will „die Funktionsweisen und die Abhängigkeiten des Subjekts, [...] erfassen.“ (Ebd. 2001:1029) Die Frage nach dem *Wer* des Sprechens stellt sich schließlich nicht als eine Frage nach einer Urheberschaft dar, sondern sie kann nur über das ‚Wie‘ des Sprechens geklärt werden. Die Praxis und deren Praktiken müssen untersucht werden, dabei gilt es zu beachten, dass mit diesen Praktiken nicht nur das verbale Sprechen oder das Schreiben, Text, gemeint ist, sondern auch Beziehungsweisen Gegenstand des Interesses sind, die körperlich sind, im weitesten Sinne. Nicht umsonst bilden das *Sichtbare und das Sagbare* die beiden Pole in Foucaults empirischen Analysen von diskursiven Formationen (vgl. Deleuze 1992:49f. u. 71ff.). Man kann an dieser Stelle festhalten, dass sich unter Rekurs auf die beiden diskutierten Texte von Foucault eine Tätigkeit desselben herausstellt, die mit ‚Kritik des man spricht‘⁸ übertitelt werden kann.

Daran will diese Arbeit anschließen, als eine Problematisierung⁹ der Foucaultschen Konstruktion des ‚*Murmels des Diskurses*‘.¹⁰ Es wird davon ausgegangen, dass Foucault in der Definition der Aussagefunktion seine Perspektive zu sehr verengt und so die wissenskonstituierende Funktion konventionaler Sprechakte Austinscher Prägung, leichthin fallen lässt. Um diese Annahme zu überprüfen, wird Foucaults Aussagetheorie rekonstruiert, was in der Literatur, trotz ubiquitärer

⁷ In Kapitel 2 und vor allen Dingen in Kapitel 3 werden diese Existenzmodalitäten und die korrespondierende Existenzfunktion von Aussagen diskutiert.

⁸ ‚Man spricht‘ zielt auf die Dezentralisierung des Subjekts und entspricht Foucaults Anspruch Diskurse als anonyme Gesamtheiten von diskursiven Beziehungen zu beschreiben (vgl. dazu Deleuze 1992: 79).

⁹ Nach Thomas Lemke stellt das Problematisieren nicht nur eine rhetorische Markierung dar, die eine Differenz zu anderen Denkansätzen anzeigt, sondern sie bildet vielmehr einen systematischen Indikator für Foucaults eigene Arbeiten. Dabei hat die Problematisierung zwei unterschiedlicher Richtungen; in der Archäologie werden die Formen der Problematisierungen diskutiert und in der Genealogie werden dann diese Formen auf ihre Beziehungen zu diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken analysiert (vgl. Lemke 1999:188). Für Lemke fungiert die Problematisierung damit als eine Praxis der Kritik, mit deren Hilfe es möglich wird andere Praktiken zu denken, als jene, die eben problematisiert worden sind.

¹⁰ Dieter Mersch verortet den Sinn der Foucaultschen Diskurse in ihrer Wirksamkeit, in ihren Potenzialen. Mit Verweis auf die "Ontologie unserer Selbst" schreibt Mersch, dass "seine Untersuchungen nicht so sehr der Beschreibung oder Herausstellung eines Systems oder eines Zustandes, als vielmehr dem Vollzug einer Praxis", dienen. (Mersch 1999:171)

Verwendung eines zumindest an Foucault angelehnten Diskursbegriffs¹¹, nur in geringem Umfang vorgenommen wurde (vgl. Paskoski 2003:32). Diese Rekonstruktion orientiert sich nicht nur an der Subjektfrage, sondern auch an der Differenz Ereignis und Struktur in der Aussagetheorie, die Foucault als eine *Performanztheorie* (vgl. Sloterdijk 1972) gedacht hat. Dem wird eine Aufarbeitung der Sprechakttheorie Austins gegenübergestellt. Austins Theorie bietet in ihrer Offenheit großen performativen und pragmatischen Spielraum für die Beschreibung von Sprechweisen und stellt mit ihrem spezifischen Konventionalitätskonzept auch eine abstrahierte Beschreibung vor, die die Wirkungsweisen von Sprechen und Handeln zu einer Theorie des Sprech-Handelns verknüpfen kann. Die Konvergenzen, bzw. Ergänzungen zwischen Aussagefunktion und Illokutionen werden anhand einer von Foucault verneinten Biunivozität zuerst auf theoretischer Ebene beleuchtet und schließlich in einer experimentellen Diskussion der illokutionären Akte in der Beichte getestet. Das Bekennen zur Sündhaftigkeit ist dabei aus zweierlei Perspektiven besonders interessant: Einerseits kann man über die Praktiken der Selbstthematizierung die Position des gegenwärtigen Subjekts reflektieren und andererseits kann beleuchtet werden, welchen Einfluss das Vollziehen von illokutionären Akten auf die Persistenz einer spezifischen Wissensordnung haben kann. In einem abschließenden Resümee werden die Stationen der Arbeit kritisch zusammengefasst und mögliche Anschlüsse an die hier skizzierten Probleme aufgezeigt.

¹¹ Die Analyse von Diskursen ist in den Humanwissenschaften eine mittlerweile anerkannte Methode oder eher ein Konvolut unterschiedlichster Methoden und auch disziplinären Gegenständen. Für die soziologische Auseinandersetzung mit Diskursanalyse in der Tradition Foucaults siehe als Einstieg die Spezialausgabe der Zeitschrift *Historical Social Research* 2008. Darunter hervorzuheben Diaz-Bone 2008 der die Diskursanalyse Foucaults rekonstruiert in ihrem Bezug zur französischen Epistemologie und Keller 2008, welcher in seinem Aufsatz die Diskursanalyse in Beziehung setzt zur hermeneutischen Wissenssoziologie, wie auch schon in früheren Arbeiten, in dieser noch einen Schritt weitergeht und dafür plädiert wissenssoziologische Diskursanalyse von der reinen Textanalyse zu lösen und den Untersuchungsfokus auf Dispositive, als andere Materialitäten zu erweitern.

2.0 Einheit der Vielheit¹² und Diskontinuität: Die Schlüsselstellung der Archäologie des Wissens und das Potenzial der Aussagetheorie

Bevor die Aussagetheorie im Einzelnen diskutiert wird, um der Frage nach zu gehen, welche Möglichkeiten für eine Soziologie des Wissens¹³ noch in ihr *verborgen* liegen, soll der ungewöhnliche Schluss des Buches besprochen werden. Der programmatische Dialog, der quasi den Epilog zur Archäologie des Wissens bildet, in dem der Autor (welchen man nicht sofort mit dem Bild der Person Michel Foucault gleichsetzen sollte – dazu in der Einleitung) mit einem fiktiven Kritiker diskutiert, wird vieles wieder infrage gestellt, was sich der Leser, auf den Seiten zuvor, mühsam angeeignet und vielleicht auch akzeptiert hat.

Die Autonomie des Diskurses, die über viele Details aufgebaute Positivität der diskursiven Formationen, ihre spezifische Singularität (wiederholbare Materialität), kurz: Den scheinbaren Zweck des ganzen Werkes scheint der Autor, ohne mit der Wimper zu zucken, aufzugeben. Dieser Widerspruch gibt uns die Gelegenheit oder besser den unmissverständlichen Hinweis, die ‚Archäologie des Wissens‘ nicht leichthin als eine Aporie (vgl. Honneth 1989:168), eine Konzeption ohne Fundament, abzutun, sondern den Anspruch der Archäologie und ihre Funktion bzw. ihre Stellung in der kulturwissenschaftlichen Theorielandschaft, neu zu verorten. Foucault umreißt das Projekt der Archäologie auf den allerletzten Seiten des Buches sehr pointiert mit wenigen Worten; diese Stelle dient als Einstieg, um die Theorie der Aussage, der diskursiven Formation und ihre ungenutzten Potenziale, die aus der Perspektive dieser Arbeit in der Funktion von Illokutionen liegen, zu diskutieren.

Foucault legt seinem ‚fiktiven‘¹⁴ Gesprächspartner dar, dass dieser sich in einem „doppelten Irrtum“ befinden würde (Foucault 1981:297), wenn er die Archäologie als einen Nachweis für den Tod des Menschen und die Autonomie des Diskurses lesen würde. Vielmehr sei die Archäologie eine Ermöglichung, die es diejenigen, die über die Entstehung, Zirkulation, Persistenz und Ver-

¹² Diese Bezeichnung ist von Dirk Baecker übernommen, aus einer Skizze für eine Theorie der Komplexität. Siehe dazu: Baecker 2008.

¹³ Foucaults Untersuchung der Ordnung von Wissen operiert mit einem Wissensbegriff, der dieses als gegeben betrachtet. Dabei setzt sich für ihn das was als Wissen gilt analog den Formationsprinzipien von Diskursen zusammen (vgl. Foucault 1981:259f.). Damit argumentiert Foucault nicht auf der Ebene einer Erkenntnistheorie, sondern vielmehr kulturalistisch. Denn er fragt nicht danach was für Menschen Wissen ist, sondern er geht davon aus, dass Menschen mit Dingen umgehen und mit ihnen in Beziehung stehen, da sie einen Begriff von ihnen haben. Es interessiert ihn nicht warum jemand etwas als etwas bezeichnet, sondern wie Bezeichnungen Geltung erlangen können, wie unterschiedliche Bezeichnungen sich gegenseitig beeinflussen und wie fest diese Beziehungen sein können (vgl. ebd.:258ff. und ebd.1996:52).

¹⁴ An anderer Stelle ‚gesteht‘ Foucault, dass das was er schreibt ‚Fiktion‘ sei, was Deleuze in der Hinsicht deutet, dass Aussagen Träumen ähnlich seien, was man als eine poetische Metapher für die Kontingenz des Gesagten lesen kann. (Vgl. Deleuze 1992:32) Siehe zum Fiktionsbegriff bei Foucault ausführlich unter Bellour 1991:128f.

änderung von Diskursen, Wissensformationen nachdenken, ermöglichen soll, sich aus der starren Erkenntnisdualität der Subjekt-Objekt-Relation zu lösen (vgl. Foucault 1981:284f. und 289ff.). Eine Ermöglichung, die mit einer Begrenzung einhergeht, aber auch eine andere Perspektive eröffnet, auf die sozialen, historischen Bedingungen des Subjekts. Was bei diesem Resümee der Archäologie ins Auge fällt, ist einerseits der Fokus auf das Subjekt als ständiges Referential¹⁵ der Untersuchung und andererseits ein vehementer Hinweis auf die Performativität von Diskursen. „Es handelt sich darum, die diskursiven Praktiken in ihrer Komplexität und in ihrer Dichte erscheinen zu lassen, zu zeigen, dass Sprechen etwas tun heißt“. (Foucault 1981:298) Wie um diesen Anspruch zu belegen, benennt der nächste Satz, obwohl der eben zitierte nicht mit einem Satzzeichen beendet wurde, jene Performanzen, die mittels der Archäologie erkannt werden können und welche sich davon abgrenzen. Im Fluss des Textes sieht es allerdings so aus als würde der Dialogpartner des Autors sprechen, da das bis dahin genutzte Zeichen, um einen Sprecherwechsel anzuzeigen, [–] voransteht. In einer verständigungsorientierten Lesart würde man sagen, dass der Antagonist sich hat überzeugen lassen. Man kann an dieser Stelle als Archäologe des Wissens mindestens zwei Positionen von Subjektivität unterscheiden, wenn auch in augenzwinkernder Manier. Damit ist ein Merkmal gekennzeichnet, dass der Arbeit auch ihren Titel gegeben hat. Wem eine Aussage zugeordnet wird, hängt davon ab, mit wem sie in Beziehung steht. Um diese Verhältnisse von Ordnung zu klären, wird im nächsten Abschnitt erst einmal die Einheit des Ordnungsbegriffs in Frage gestellt.

2.1 Struktur der Aussage – Von der Einheit zur Ordnung der Verteilung

In dem eben skizzierten Sprachspiel deutet sich die Richtung an, in der die Theorie der Aussage untersucht werden soll: Aussagen stellen keine Sätze dar, Foucault beschreibt es als Funktion¹⁶, als eine Funktion, die nicht für etwas fungiert, sondern ihre Funktionalität liegt in ihrem Erscheinen. Aussagen nach Foucaultscher Lesart sind deswegen interessant, da sie an einer bestimmten Stelle innerhalb eines Diskurses, zu einem bestimmten Zeitpunkt und nicht zu einem anderen erschienen sind. Die Tatsache, die Positivität dessen, dass sie sich ereignet haben, machen sie für die archäologische Beschreibung wesentlich. Dabei verwehrt sich Foucault dagegen, dass die Archäologie, eine Form von Hermeneutik sei, „daß man jenseits der Aussagen selbst die Absicht des sprechenden Subjekts, seine bewußte Aktivität, das was es hat sagen wollen“, kurz das Spiel von Bedeutungen hinter dem Gesagten wiederfinden kann (Foucault 1981:42). Der Sinn einer Aussage

¹⁵ Anders als die Referenz bezeichnet Referential einen Beziehungsraum auf den sich Aussagen beziehen. Siehe dazu Kapitel 3.

¹⁶ Siehe dazu Foucault 1981: 128-154 und Kapitel 3 dieser Arbeit.

liegt, wie angedeutet, in ihrer Funktion. Diese Funktion gründet sich auf den Ort des Erscheinens der Aussage. Foucault grenzt sich dagegen ab, dass die Archäologie eine Analyse der Sprache sei, da die Linguistik mithilfe einer Sammlung von Fakten und Aussagen versucht, die Konstruktionsregeln zu definieren, die den Bau von Aussagen ermöglichen, die sich von den bereits Gesagten auch unterscheiden können, denn „Sprache [...] ist eine endliche Menge von Regeln, die eine unendliche Zahl von Performanzen gestattet.“ (Ebd.) Das Feld der diskursiven Ereignisse, dessen Sichtbarkeit durch Aussagen ermöglicht wird, besteht dagegen immer schon aus einer, wie auch immer quantitativ gearteten Menge von geäußerten linguistischen Sequenzen. Sprache fungiert also als Hintergrund für das Sprechen.¹⁷ Die Form von Aussagen, die hier diskutiert wird, unterliegen also der Voraussetzung, dass sie ausgesprochen worden sind¹⁸. Dies mag äußerst allgemein erscheinen, spezifiziert aber bereits den gesellschaftlichen Ort an dem Aussagen aufgesucht werden können. Viel ist mit dieser Erkenntnis allerdings noch nicht gewonnen, ebenso wenig ausgesagt. Wie weiter oben bereits geschildert, so ist es Foucaults Anliegen mittels der archäologischen Methode die Komplexität des Wirkens von Diskursen offen zu legen und damit zu fragen, warum bestimmte Ensembles von diskursiven Beziehungen als legitime oder auch begehrenswerte Einheiten erscheinen. Der Zugang zu diesen Feldern von Diskursen stellt für Foucault die Untersuchung der Aussagen dar, deren bemerkenswerteste Eigenschaft in ihrer Ereignishaftigkeit besteht. (Eine) Aussage(n) müssen deswegen analysiert werden, weil es erst einmal keinen Grund gibt, warum in einem bestimmten Diskurs nicht eine andere Aussage, statt der gegebenen, hätte erscheinen können. Dadurch, dass eine spezifische Aussage geäußert worden ist, steht sie in Beziehung zu anderen Aussagen, nimmt im Raum eines Diskurses einen spezifischen Ort ein, von dem aus die Verhältnisse zu anderen Aussagen und Aussageketten in den Blick kommen.

Allerdings stellt sich dem Archäologen ein ganz praktisches Problem: Wo soll die Analyse ansetzen? Mittels welcher Instrumente (Regeln) können die Beziehungen zwischen einer völlig unüberblickbaren Zahl von diskursiven Ereignissen in beschreibbare Formen transformiert

¹⁷ Der Unterschied, den Foucault versucht herauszuarbeiten, lässt sich präzisieren, wenn man Saussures Überlegungen zur Sprache heranzieht: „der Sprache und nicht dem Sprechen sind alle diejenigen Anreihungen zuzuerkennen, die nach feststehenden Regeln gebildet sind. Denn da es in der Sprache nichts Abstraktes gibt, so existieren diese Typen in der Tat nur, wenn die Sprache eine genügende Anzahl von Beispielen davon aufgespeichert hat (Saussure 1967:149). Weitaus instruierender für diesen Text ist allerdings der wiederkehrende Zusammenhang zwischen Sprache, Sprechen und Gesellschaft, der für de Saussure zu den Leitgedanken zu gehören scheint, denn „Die Gesellschaft ist notwendig, um Werte aufzustellen, deren einziger Daseinsgrund auf dem Gebrauch und dem allgemeinen Einverständnis beruht. Das Individuum ist für sich allein außerstande, einen Wert festzusetzen.“ (Saussure 1967:135)

¹⁸ Thomas Lemke weist, wie andere Autoren auch, auf Foucaults Problem hin, den Diskurs in der Mitte zwischen ‚langue‘ und ‚parole‘, also zwischen Strukturalismus und Hermeneutik zu verorten (vgl. Lemke 1997:46ff.). Allerdings muss man, auch im Hinblick auf diese Arbeit, Foucaults positivistische Perspektive stark machen. Die Diskursanalyse kann so keine eigenständige Theorie von Gesellschaft oder zum ‚Wesen‘ von Sinn darstellen, sondern sie changiert zwischen einer Metatheorie symbolischer Ordnung und einer Methode zur Problematisierung derselben. (vgl. Sarasin 2001)

werden? Foucault schreibt dazu: „Es ist allerdings ganz ausgeschlossen, daß man ohne Bezugspunkte alle möglicherweise so erscheinenden Relationen beschreiben kann.“ (Foucault 1981:45) Er kommt nicht umhin einen Schnitt zu setzen und das Untersuchungsfeld einzugrenzen; seine Wahl fällt auf das Feld der Wissenschaft¹⁹, spezieller noch auf die Humanwissenschaften. Foucault begründet seine Wahl damit, dass es sinnvoll ist, ein Gebiet von Aussagerelationen zu wählen, welches einerseits dicht ist, andererseits „spielen in ihnen als wenig formalisierten Diskursgruppen die Existenzregeln der Aussagen eine größere Rolle als ihre Strukturen und Konstruktionsgesetze.“ (Brede 1985:32) Dazu haben die Aussagen eine einfacher zu identifizierende Form, als in Diskursen des Alltags. Im scheinbaren Gegensatz zu Austin bilden für Foucault seriöse Sprechakte den Untersuchungsgegenstand, während Austin sich mit der gewöhnlichen Rede, dem Sprechen des Alltags, auseinandersetzt. Gleichzeitig bildet die Gesamtheit der Aussagen des humanwissenschaftlichen Diskurses das Subjekt und Objekt des Diskurses²⁰. Allerdings stellt dies lediglich einen pragmatischen Einstieg dar und die Untersuchung von diskursiven Ereignissen muss sich nicht auf diese Disziplinen beschränken. Foucault benennt verschiedene Bündelungen von Aussagetypen, die das vorläufige Analysegebiet empirisch eingrenzen sollen, welche an die Aufarbeitung von Diskursen in vorausgegangenen Schriften Foucaults erinnern; er benennt die Psychopathologie, die Grammatik oder die Medizin (vgl Foucault 1981: 61ff.). Er stellt die Frage, wie man dazu kommt diesen Aussagetypen, in denen völlig heterodoxe Aussagen zusammengefasst werden, die Gestalt einer Einheit zu geben, indem man von *der* Medizin oder *der* Psychologie spricht.

„Sind sie nichts anderes als eine retrospektive Umgruppierung, durch die die heutigen Wissenschaften sich einer Illusion über ihre eigene Vergangenheit anheim geben? Sind sie Formen, die sich ein für allemal errichtet und sich souverän durch die Zeit hindurch entwickelt haben? Decken sie andere Einheiten ab? Und welche Art von Verbindung soll man zwischen all diesen Aussagen als gültig anerkennen, die auf zugleich vertraute und eindringliche Weise eine rätselhafte Masse bilden?“ (Ebd.:49)

¹⁹ Petra Gehring postuliert sogar, dass die Aussageordnungen von Wissenschaft einen Prototyp von Wissen bilden. Wahrheit fungiert dabei in einer doppelten Ordnungsfunktion: Sie ist das Kriterium für die Gültigkeit der Aussagen und gleichzeitig stellt sie eine empirische Wahrheit dar. „Die Ordnung der wissenschaftlichen Aussagen über die Dinge muss sich systematisch auf ein Geordnetsein der Dinge beziehen.“ (Gehring 2004:71)

²⁰ Daraus kann man schließen, dass Foucault diese merkwürdige Dopplung des Diskurses über Diskurse stets mitdenkt und die Theorie der Aussage neben einer methodologischen, wissenssoziologischen, ebenfalls eine wissenschaftstheoretische Position einnimmt und den Leser dazu auffordert die Ordnungsweisen der diskursiven Formation ‚Wissenschaft‘ kritisch zu befragen.

2.1.1 *Orthodoxe Hypothesen der Ordnung von Wissen*

Um diesen Fragen nach den Verbindungen zwischen den Aussagen nachzugehen, stellt Foucault vier Hypothesen auf. Diese Hypothesen lassen bereits viel davon erkennen, wie Foucault die ‚Gestalt‘ von diskursiven Formationen im soziohistorischen Raum verortet sieht und auf welche theoretischen und analysepraktischen Schwierigkeiten man darin stoßen kann. Die erste Hypothese stellt die Annahme auf, dass Aussagen dann eine Gesamtheit bilden, wenn sie sich auf dasselbe Objekt beziehen, wenn sie sich auf denselben Gegenstand beziehen. Unter Bezug auf die Aussagen zum ‚Thema‘ Wahnsinn an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert zeigt Foucault allerdings, dass die Gesamtheit der Aussagen gänzlich verschiedene Gegenstände haben kann, *eine Einheit* von Aussagen nicht in ihrem Objektbereich liegen kann. Die Aussage: „Sie sind wahnsinnig“ hat dem zufolge als eine medizinische Aussage ein anderes Objekt, nämlich die Frage nach krank oder nicht, als eben diese Aussage im juristischen Bereich, wo es um die Unterscheidung delinquent oder nicht geht.²¹ Daran zeigt sich, dass eine wie auch immer geartete Gesamtheit von Aussagen nicht anhand eines gemeinsamen Objekts definiert werden kann, sondern Foucault zufolge ergibt sich die Gesamtheit aus dem „was sie an Individuellem hat“, welche Regeln vorhanden sind, die es ermöglichen gleiche Aussagen für verschiedene Objekte identifizieren zu können (Foucault 1981:51). Die korrigierte Hypothese will die Regeln beschreiben, die die Verteilung der Aussagen *steuern*, ermöglichen, bzw. die Abstände zwischen den Aussagen messen, eine Regelmäßigkeit des Zwischenraumes beschreiben.

Die zweite Hypothese geht von der Annahme aus, dass Aussagen anhand eines spezifischen Typs von Äußerungen miteinander verkettet werden, sich also für bestimmte Aussagegruppen, bestimmte Aussagemodalitäten zuweisen lassen. Foucault erläutert dies mit dem medizinischen Diskurs seit dem 19. Jahrhundert, bei welchem er von der Annahme ausgegangen war, Aussagen in der Medizin würden stets als deskriptive erscheinen, unter Referenz auf den (pathologischen) Körper. Leicht lässt sich erkennen, auch wenn man an die ethischen Probleme der modernen Apparatedizin denkt, dass Aussagen im medizinischen Diskurs eine Vielzahl von Modalitäten aufweisen, deren Einheit sich wieder „eher in der Gesamtheit der Regeln zu suchen ist, die jene heterogenen Aussagen ermöglichen, sowohl was ihre Formation als auch ihre Transformation betrifft (Brede 1985:34)²². Ähnlich der Einheitsillusion eines Gegenstandes stellt sich auch bei der

²¹ Das Beispiel ist bewusst simpel konstruiert um Sätzen nahe zu kommen, die man so tatsächlich hören kann. Hier insbesondere muss man die historische Komponente mitdenken. Überträgt man diese Aussage auf heutige Diskurse, so kommen unter Umständen noch ganz andere Diskurse zum Tragen, wie beispielsweise die Frage der Inklusion oder Exklusion des so benannten Individuums, unabhängig ob krank oder delinquent steht zuerst die Frage ob man fähig ist ein funktionierendes Gesellschaftsmitglied zu sein oder nicht. Zum historischen Diskurs vgl. Foucault 1973:391-435.

²² Einige interessante Erkenntnisse aus der Perspektive der Wissenschaftssoziologie, wie auch der qualitativen Sozialforschung zur Bandbreite und den Problemen innerhalb des medizinischen Dispositivs, finden sich in:

Frage nach den Verkettungsweisen von Aussagen heraus, dass die Regeln ihrer Differenz, ihrer gegenseitigen Übersetzbarkeit, die Systematizität ihrer Heterogenität, den Fokus der Analyse bilden.

Die dritte Hypothese postuliert zunächst, dass Aussagefelder²³, Diskurse, über die darin implizierten Begriffe bestimmbar sein könnten; denn diese Begriffe, Foucault führt als Beispiel die klassische Grammatik an, sollten sich durch ihre Kohärenz und Permanenz auszeichnen. Allerdings ist die gesuchte Einheit auch über diese Zugriffsweise trügerisch und wird von Foucault korrigiert. Denn auch die Grammatik lässt sich nicht über „eine Architektur hinreichend allgemeiner und abstrakter Begriffe“ beschreiben, da auch hier bisweilen neue Begriffe eingeführt werden und andere ihren Wert ändern können (Foucault 1981:54). Foucault schlägt vor, vielmehr die Unterschiede im Erscheinen der Begriffe und ebenfalls die Form ihrer Dispersion, zu untersuchen.

Die vierte Hypothese spricht zunächst davon, dass es möglich sein sollte Aussagegruppierungen über persistente Themen innerhalb der Diskurse, zu identifizieren. Foucault diskutiert diese Hypothese anhand des ‚evolutionistischen Themas‘. Dabei stellt er fest, dass dieses Thema einmal dazu dient, die Verwandtschaft der Arten als ein Kontinuum bis zum heutigen Tag zu beschreiben, andererseits werden damit Diskontinuitäten beschrieben, unterschiedliche Gruppen, Modalitäten von ‚natürlichen Interaktionen‘ und Lebensbedingungen²⁴. Dasselbe Thema zirkuliert in zwei sehr unterschiedlichen Typen von Diskursen. Aus diesem Grund korrigiert Foucault diese Hypothese so, dass nicht das Bestehen von Themen geeignet erscheint, um Diskurse in ihrer Individualität zu analysieren, sondern was für unterschiedliche, sich gegenseitig ausschließende Themen ein Diskurs ermöglicht. Oder ähnlich den anderen drei Korrekturen, die Verstreuung eines Themas in Diskursen suchen und so „ein Feld strategischer Möglichkeiten definieren“. (Ebd.:56) Führt man sich diese vier Korrekturen noch einmal vor Augen, so lässt sich ganz deutlich erkennen, worauf es Foucault ankommt: Die Identität von Diskursen lässt sich nicht über Gemeinsames bestimmen, sondern über Differenz. Dabei untersucht Foucault spezifische Systeme von Verteilungen, auf einer allgemeinen Weise diskursive Formationen, die dann so benannt werden, wenn „in einer historisch begrenzten Menge von Aussagen deren Objekte, Äußerungstypen, Begriffe und Themenstellungen ein ähnliches System der Streuung aufweisen.“ (Brede 1985:37) Eine Individuation einer diskursiven Formation hängt dann ab von den Funktionsregeln

Bogner 2005. Auch im Anschluss an Foucault (ebd.:28ff.) wertet Bogner Interviews mit Experten aus, die sich in dem hochsensiblen Bereich von Humangenetik bewegen und sich häufig konfrontiert sehen mit den Widersprüchen, die sich aus wissenschaftlicher Rationalität, Stellung als Experte und ethischen Ansprüchen oder traditionellen Werten ergeben.

²³ Diese Verdopplung weist auf die später folgende Detailauseinandersetzung mit der Aussage hin und Foucaults Definition der Feldförmigkeit von Aussagen. Siehe dazu Kapitel 3.

²⁴ Diese beiden fast gegensätzlichen Diskurse setzen sich bis heute fort. In zugespitzter und dennoch informativer Weise siehe dazu: Dawkins 2008.

der Aussagen und den Formationsregeln, der von den Aussagen gruppierten Elemente, welche wieder die Gegenstände, die Äußerungsmodalitäten, die Begriffe und die thematischen Wahlen bilden.

Das Augenmerk dieses Textes richtet sich stärker auf die Untersuchung der Funktionsregeln der Aussagen, als Formationsregeln der Diskursebene. Gründe dafür liegen zum einen in der Themenstellung dieser Arbeit nach der Rolle von Sprechakten in der Konstitution und dem Bestand von Aussagen. Andererseits lassen sich die Formationsregeln fast aus der Aussageebene und deren Funktionsregeln spiegeln. „So kann die diskursive Formation Inhalt und Struktur gleichzeitig sein und die vier Existenzfunktionen auf der Aussageebene korrespondieren mit den vier Richtungen, nach denen die diskursive Formation beschrieben wird.“ (Hanke 1999:111) Dieses Wechselverhältnis, diese Figur, nach der die Beziehungsverhältnisse auf den unterschiedlichen Erscheinungsebenen der Diskurse reziprok bedingend sich konstituieren, ist durchgehend in der ‚Archäologie des Wissens‘ anzutreffen²⁵ und wohl auch noch in der Konzeption der Machtanalytik in „Der Wille zum Wissen“ enthalten²⁶. Daran entzündet sich häufiger die Diskussion, inwieweit Foucaults Methode eine strukturalistisch geprägte sei²⁷. Auch jenseits einer Etikettierung des Foucaultschen Denkens scheint es angebracht dieser Frage nachzugehen, ob Foucaults Diskurstheorie strukturalistisch oder als eine Performanztheorie aufgebaut ist.

2.2 *Strukturalismus, Neostrukturalismus oder Poststrukturalismus*

Bevor die Formationsregeln von Diskursen und Aussagen diskutiert werden können, folgt eine kursorische Auseinandersetzung mit der Debatte um den strukturalistischen Foucault. Denn trotz häufiger Dementi von Foucault in strukturalistischer Weise zu argumentieren, also auf Basis eines

²⁵ Die Dopplung von Beziehungen, also von Elementen, die im jeweils anderen enthalten sind, stellt ein Thema dar, dass Foucault immer wieder beschäftigt. In der Ordnung der Dinge bezeichnet der den Menschen als „eine empirisch-transzendente Dublette“ (Foucault 1994:384) Dabei handelt es sich nicht um ein Repräsentationsmodell von Erkenntnis, sondern wie Deleuze schreibt: „Das Double jedoch ist niemals eine Projektion des Inneren, es ist im Gegenteil eine Verinnerlichung des Außen.“ (Deleuze 1992:136)

²⁶ Die Kräfteverhältnisse, die Foucault nicht von oben nach unten beschreibt, also kein schlichtes Repressionsmuster, lassen sich nach Foucault in gleicher Funktionsweise auf jeder Ebene von sozialer Ordnung finden (vgl. Foucault 1983:115).

²⁷ Dieser Schluss ist in der Sekundärliteratur immer wieder zu finden und verdankt sich möglicherweise mehrheitlich den suchenden oder mäandernden Begriffsverwendungen, wenn er von Strukturen, Regeln oder Systemen spricht, allerdings ebenso einer Rezeptionsweise, die verankert in einer rationalistischen Wissenschaftstradition nur allzu bereitwillig den Strukturalismus als ein verharmlosendes und gutmütig kategorisierendes Label anwendet. Für das Verhältnis der Analysen Foucaults zum Strukturbegriff hier ein instruktives Zitat: „Die Opposition Struktur – Werden ist weder für die Definition des historischen Feldes noch wahrscheinlich für die Definition einer strukturalen Methode zutreffend.“ (Foucault 1981: 22)

transzendenten Systems die Position der Einzelemente zu deduzieren, wird dies in der Literatur immer wieder an Foucault herangetragen²⁸. Diese Frage ist für diese Untersuchung nicht ganz unbedeutend, denn in ihr formiert sich der Blickwinkel, aus dem heraus Foucault die Ordnung von Wissensformationen und deren Äußerungsgeschehen betrachtet. Stünde es außer Frage, dass Diskurse nach strukturalistischen Prinzipien funktionieren, ähnlich den Überlegungen de Saussures, die weiter oben bereits angeführt wurden, so würde das Erkenntnis leitende Interesse dieser Arbeit, - welche Rolle, welche Funktion üben performative Sprechakte in der Theorie der Aussage und letztlich in der Erscheinung, Persistenz und Veränderung von Wissensordnungen aus- einen anderen Gegenstand haben, nämlich den Unterschied von ‚Langue‘ und ‚Parole‘.²⁹ Foucault ist in dieser Hinsicht sehr deutlich, wenn er den Unterschied der Analyse von diskursiven Ereignissen zu den Interessen der Sprachanalyse herausstellt. Die Sprachanalyse frage sich stets: Nach welchen (universalisierbaren) Regeln ist eine bestimmte Aussage (ein Satz) gebildet worden? Können aufgrund dieser Regeln weitere Aussagen gebildet werden³⁰? Das Beschreiben von diskursiven Ereignissen verfolgt hingegen die Frage: „Wie kommt es, dass eine bestimmte Aussage erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle?“ (Foucault 1981:42) Die Besonderheit, die Individualität³¹ des Ereignisses steht im Zentrum der Analysen. Dieses Äußerungsereignis erscheint zwar auf der Basis von sprachlichen Performanzen, die durch das System der Grammatik fundiert werden, allerdings versucht der Foucaultsche Aussagebegriff die allgemeine Struktur der Aussage Subjekt – Prädikat – Objekt zu transzendieren.³² Wenn auch Sprache eine begrenzte Menge von Regeln bietet, so ist die Zahl der Performanzen, die sich daraus bilden lassen

²⁸ Im Folgenden werden verschiedene Positionen dargestellt, die diese Ansicht vertreten. An dieser Stelle sei auf die Auseinandersetzung von Manfred Frank mit der Archäologie des Wissens verwiesen, der zwar zu dem sehr streitbaren Schluss kommt, dass Foucault insofern strukturalistisch argumentiert, als er ein Denken in Ordnungen erkennen lässt und daraus hervorgehend Teil-Ganzes Beziehungen, als welche Frank die Beziehung Aussage-Diskurs bezeichnet (vgl. Frank 1983:234). Dies ist ein Verständnis der Aussagetheorie, welches in dieser Arbeit nicht geteilt wird und der Anspruch ist es auch dieses Verhältnis als ein Gleich ursprüngliches zu rekonstruieren. Für Frank stellt der Diskurs allerdings eine Zwischenebene dar, weder Struktur noch Ereignis (vgl. ebd.:227). Dazu weiter unten und in Kapitel 3.

²⁹ Eben diese Differenz ist hier nicht der Mittelpunkt, sondern die Frage: Was kann aus der parole entstehen? Wie wirkt das Sprechen auf die Ordnung von Wissen?

³⁰ Eine Radikalisierung in dieser Hinsicht stellt die generative Grammatik Noam Chomskys dar, nach der Äußerungen eine Art Oberflächenstruktur der Sprache darstellen, die auf einer tieferliegenden Struktur aufsattelt, welche unbewusst die möglichen Kombinationsweisen (nicht Kombinationsmöglichkeiten) regelt. Das fundierende Werk dazu: Chomsky 1985. Allerdings verweisen Dreyfuß/Rabinow auf eine implizite Ähnlichkeit der Aussagetheorie mit der Transformationsgrammatik. Sie sehen dabei eine große Nähe zwischen den Regeln diskursiver Praktiken, als Kompetenzregeln und den generativen Syntaxregeln Chomskys. Außerdem zitieren sie aus der Archäologie mit dem Hinweis, dass dies eine Stelle sei, an der Foucault implizit die Ähnlichkeiten mit der Transformationsgrammatik eingesteht (vgl. Dreyfuß/Rabinow 1987:314 und Foucault 1981:295).

³¹ Mit dieser Individualität verbindet sich der Gedanke, dass das Ereignis irreduzibel ist auf die sie ermöglichende Ordnung. Manfred Frank interpretiert die Individualität von Diskursen so: „Individualisiert meint also: nicht vorhersehbar von seiten der Struktur, kontingent hinsichtlich ihres So-Seins.“ (Frank 1989:421)

³² Dazu mehr in der Beschreibung der Existenzbedingungen von Aussagen. An dieser Stelle sei verwiesen auf: „Die Aussage existiert also weder auf dieselbe Weise wie die Sprache [...], noch auf dieselbe Weise wie irgendwelche der Wahrnehmung gegebenen Gegenstände [...]. (Foucault 1981:125)

unendlich³³. Aus dieser Perspektive kann davon abgesehen werden, dass die Beschreibung von Aussagen eine Weiterentwicklung der Beschreibung der Elemente von ‚Lingue‘³⁴ darstellt. Allerdings ist damit die weiter oben mit Christine Hanke aufgeworfene Frage nach der eigenwilligen Form, in welcher Aussagen und diskursive Formation zusammen- oder voneinander abhängen noch nicht geklärt; strukturalistisch oder pragmatisch? Für Hanke endet die Auseinandersetzung in einer Frage, ob es „in einem System der Regelmäßigkeit, nach dem sich das diskursanalytische Projekt auf die Suche macht, möglich ist, Aussagen in den Blick zu bekommen, die »ausbrechen«, die sich der Systematisierung entziehen?“ (Hanke 1999:117) Hanke gelangt zu dieser Frage, indem sie sich mit Foucaults Beschreibung der Materialität von Aussagen auseinandersetzt, welche in diesem Text noch eingehender diskutiert wird. An dieser Stelle nur soviel: Hanke überträgt die Frage der Materialität auf eine Frage nach der Identität von Aussagen, denn „die Beständigkeit der Aussage, die Aufrechterhaltung ihrer Identität durch die besonderen Ereignisse der Äußerung“, sind für Foucault eine Frage der Anwendung bzw. eine „Funktion des Anwendungsfeldes.“ (Foucault 1981:152) Diese Problematisierung stellt eine wichtige Markierung dar und lässt die Frage dieser Arbeit nach der Performativität von Aussagen³⁵ bzw. die performativische Funktion von Aussagen wieder gewichtiger erscheinen. Was es dabei weiterhin zu bestimmen gilt, ist die Form der Regelmäßigkeit und welchen Einfluss diese Form auf die Figur des Sprechers und die von ihm getätigten Aussagen hat. Beziehungsweise welche Rolle es spielt, dass Sprecher bestimmte Aussagen tätigen und sich zu Aussagen in Beziehung setzen. Dreyfuß/Rabinow vertreten in ihrer Auseinandersetzung mit Foucault die Ansicht, dass sich Foucault einerseits in seiner Methode, die sie „archäologischen Holismus“ (Dreyfuß/Rabinow 1987:80) nennen, stark von strukturalistischen Methoden unterscheidet,³⁶ andererseits auch Ähnlichkeiten mit ihnen auf-

³³ Es muss allerdings darauf aufmerksam gemacht werden, dass der Diskursbegriff Foucaults zwischen der ‚Ordnung der Dinge‘ und der ‚Archäologie des Wissens‘ eine semantische Verschiebung erfahren hat, weg von der Struktur hin zu einem Primat des Ereignisses. Die Episteme kann daher auch ihr strukturalistisches Erbe nicht abschütteln, wie Johannes Angermüller feststellt: „So lehnt sich Foucaults *episteme*-Ansatz (Herv. im Orig. Staples) insofern an Saussures strukturaler Linguistik an, als es darum geht, eine begrenzte Anzahl grammatikalischer Regeln zu bestimmen, mit der aus einer gegebenen Anzahl von distinktiven Elementen eine unbegrenzte Anzahl grammatikalisch „korrekter“ Lösungen realisiert werden kann.“ (Angermüller 2007:57) Ein ähnliche Ansicht vertritt Manfred Frank in: Frank 1989:401. In der Archäologie tritt die Bedeutung der Episteme zugunsten einer Trias Aussage-diskursive Formation-Archiv zurück. Diese Trinität erweist sich als weit dynamischerer Ordnungsbegriff als der der episteme.

³⁴ Neben der Unterscheidung ‚langue‘ und ‚parole‘ definiert Saussure noch die Differenz ‚langue‘ und ‚langage‘, welche einerseits nicht einfach zu übersetzen ist, wie Saussure anmerkt und auch mehr in die Richtung von Aussagen weist. Wenn man dem zugrunde legt, dass ‚langue‘ das System der Sprache bezeichnet, ihre Logik, dann bezeichnet ‚langage‘ nach Saussure die ‚menschliche Rede‘, was an dieser Stelle verstanden wird als die Gesamtheit der möglichen Wortbilder, also der Einheiten der Differenz von Signifikat und Signifikant. (vgl. Saussure 1967:16f.) Siehe auch Derrida 2001:19f.

³⁵ ‚Die Archäologie des Wissens‘ als eine Performanztheorie beschrieben, hat als einer der ersten deutschen Autoren Peter Sloterdijk, siehe dazu Sloterdijk 1972.

³⁶ Foucault hat sich des Öfteren explizit gegen strukturalistische Zuschreibungen ausgesprochen, allerdings ist es nicht Gegenstand dieser Arbeit die spezifischen dazugehörigen Strategien aufzusuchen. Ganz klar sagt er das beispielsweise während einer Diskussion in Tunis: „Ich werde Ihnen als Erstes etwas anvertrauen, das in Paris noch nicht bekannt zu sein scheint, dass ich nämlich kein Strukturalist bin.“ (Foucault 2001:1063)

weist. Die Unterschiede liegen in den divergierenden Beschreibungen von Regelhaftigkeit begründet; auf strukturalistischer Seite sucht man nach gesetzesmäßigen Regeln, die weitestgehend universal und in der Lage sind den Gesamttraum der möglichen Elemente zu definieren. Die archäologische Methode hingegen unternimmt es „die lokalen, veränderbaren Regeln ausmachen zu können, die zu einer bestimmten Zeit in einer besonderen Diskursformation definieren, was als identische Aussage gilt.“ (Ebd.) Die beiden Autoren lösen die Regeln, welche die Seriosität eines Sprechaktes festlegen so auf, dass die Regelhaftigkeit keinem formalen Prinzip folgt, sondern sich direkt auf die Art und Weise bezieht, in der die Aussagen zueinanderstehen. Dies weist daraufhin, dass Aussagen keine Strukturelemente darstellen, sondern nach Existenzbedingungen fragen. Dreyfuß/Rabinow kritisieren allerdings zweierlei Punkte, die auch darauf hinweisen sollen, dass Foucaults Denken aus strukturalistischer Tradition hervorgegangen ist.³⁷ Foucault verzichte auf Innerlichkeit in Form eines bedeutungstiftenden Subjekts, und dass es für die Archäologie uninteressant sei, „ob die von ihnen untersuchten Phänomene den ernststen Sinn haben, den ihnen die Beteiligten unterstellen.“ (Ebd.:81) Sie verweisen darauf, dass Foucault es verabsäumt, das was in einem Diskurs als ein seriöser, anschlussfähiger Sprechakt gilt, an einen allgemeineren Intelligibilitätshorizont anzuschließen, sondern die Gültigkeit der Aussage hängt allein von ihrer Stellung im Diskurs ab. Auch an diesem Punkt lässt sich die Spannung ablesen, die zwischen Aussage -ein singuläres und doch nie allein vorkommendes Diskurselement- und einem performativen Sprechakt besteht. Verhält es sich so wie Dreyfuß/Rabinow die Archäologie lesen, dann funktionieren Diskurse autonom³⁸. Das Wissen, welches als gültig anerkannt ist im Diskurs, legitimiert sich selbst. Zu beachten ist im weiteren Verlauf dieser Analyse die Beziehung von Ereignis, dem Erscheinen einer Aussage, dem Äußern eines Sprechaktes zum Diskurs, als einer Ordnungsoberfläche.³⁹

Um diesen Fragen nach dem Verhältnis Diskurs und Aussage, und ob Diskurse autonom sind, tiefer nachgehen zu können und sich so weiter dem bereits angedeuteten Kernproblem dieses

³⁷ Andreas Reckwitz führt ‚Die Ordnung der Dinge‘ als ein „prominentes Beispiel für eine kulturspezifische Analyse aus der Sicht des Strukturalismus“ ein. (Reckwitz 1997:49) Für Reckwitz stellt die Archäologie der Humanwissenschaften an dieser Stelle ein paradigmatisches Beispiel für eine sozialwissenschaftliche Übertragung eines Strukturalismus à la Saussure dar, in welchem Regeln eine handlungsdeterminierende Funktion haben, welche als tieferliegende Regelstrukturen die beobachtbare Handlungspraxis determinieren. Im Gegensatz zu einem normativ orientierten Strukturfunktionalismus, in welchem Regeln als sanktionierte Normen reflektiert werden, „begreifen die Strukturalisten Regeln ‚kulturalistisch‘ als eine Art kognitives Kollektivbewusstsein, als einen kollektiv geteilten Denkcode von symbolischen Differenzen, mit deren Hilfe die Akteure vorbewusst die Welt kategorisieren und damit ihr Handeln in dieser Welt bestimmen.“ (Ebd.: 50)

³⁸ Dreyfuß/Rabinow halten allerdings das Projekt der Archäologie insgesamt für gescheitert, vor allem mit dem Argument, dass die Archäologie ihren eigenen Standpunkt als selbst diskursiv geprägt nicht einrechnet (vgl. Dreyfuß/Rabinow 1987:205f.).

³⁹ Der Strukturbegriff wird an dieser Stelle explizit ausgeklammert, um der Falle aus dem Weg zu gehen, ein Abhängigkeitsverhältnis, in der Form von Grundlegendem und Abgeleitetem, zu lancieren.

Textes zu nähern, werden im Folgenden die Formationsregeln auf der Ebene der diskursiven Formation zusammenfasst, um dann auf die Funktionsregeln der Aussagen einzugehen.

2.3.0 Dimensionen von diskursiven Formationen

Wie Foucault bereits in der Korrektur der vier Hypothesen gezeigt hat, so lässt sich die Individuation einer diskursiven Formation nicht über eine Einheit von Gegenständen, Aussage-modalitäten, verwendeten Begriffen und einer bestimmten strategischen Wahl bestimmen, sondern über die Beziehungsweisen, die sich aus der spezifischen Verteilung dieser Formen ergeben. Dies wird nun für die vier Bereiche der diskursiven Formation erörtert. Petra Gehring formuliert in ihrer philosophisch ausgerichteten Einführung zum Werk Foucaults vier Suchfragen, die die Analyserichtungen für das Extrapolieren von diskursiven Formationen anschaulich übersetzt.

- „Wie formiert ein mutmaßlicher Diskurs seine *Gegenstände*, also das worüber er wahre Aussagen trifft?
- Was für Aussagepositionen oder *Rollen*, die Wertungen zulassen, stellen die Aussagen in einer diskursiven Formation bereit? Welche Autorpositionen und welche Adressaten sind möglich?
- Welche Begriffe und überhaupt welche sprachlichen Muster sieht ein Diskurs vor?
- Von welchen Verknüpfungslogiken, von welchen Themen und strategischen Elementen ist ein Aussagefeld durchzogen, das sich zur Form eines ganz bestimmten Diskurses verdichtet?“

(Gehring 2004:60)

Diese teilweise Übertragung von Gehring macht die sehr abstrakte Herangehensweise Foucaults für einen Moment transparenter und lässt Foucaults Anspruch an die Analyse von Diskursen und Aussagen, dass sie sich mit wirklich Gesagtem auseinandersetzt, plastischer werden. Als Erstes soll nun aufgezeigt werden, in welcher Weise die Gegenstände eine maßgebliche Säule einer diskursiven Formation darstellen.

2.3.1 Gegenstände

Dass Gehring von *Gegenständen* spricht und nicht von einem Objekt, einem einheitlichen Gegenstand, hat seinen Grund und folgt für Foucault aus der Analyse der vielfältigen Erscheinungsweisen eines scheinbar einheitlichen Objekts namens psychiatrischer Diskurs. Dabei wird deutlich, dass sich der Gegenstand nicht als ein einheitlicher Referent erweist, auf den alle Teilnehmer des Diskurses in gleicher Weise referieren, sondern die verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen, allen voran die Medizin, das Recht oder auch die Familie gestalten unterschiedliche Gegenstände, auf unterschiedliche Weisen, die sich dann als psychiatrischer Diskurs fassen lassen⁴⁰. Was sich hier schon abzeichnet, ist der Umstand, dass Diskurse keine linearen historischen Verläufe darstellen, in denen jeweils eine einzige Form von Wahrheit zirkuliert und dann von einer anderen abgelöst wird, ähnlich einem simplen Epochenschema. Vielmehr versucht Foucault diskursive Formationen erst dann so zu nennen, „wenn man zeigen kann, daß er (der Diskurs Anm. Staples) gleichzeitig oder nacheinander sich einander ausschließende Gegenstände hervorbringen kann, ohne daß er sich selbst verändern müßte.“ (Foucault 1981:67) Entscheidend für das Verständnis oder die Vorstellung von einer diskursiven Formation ist die, dass es sich dabei um Regelungskomplexe von Praktiken handelt. Diese Praktiken werden an dieser Stelle verstanden als eine spezifische Form, die es ermöglicht sich⁴¹ im sozialen Raum zur *Wirklichkeit* in Beziehung zu setzen. Die Gegenstände wiederum konstituieren und organisieren sich aus diesen Praktiken heraus. „Er (der Gegenstand, Staples) existiert unter den positiven Bedingungen eines komplexen Bündels von Beziehungen.“ (Ebd.:68) Foucault weist allerdings darauf hin, dass diese Beziehungen den diskursiven Gegenständen äußerlich sind. Sie konstituieren jene nicht, sondern sie öffnen oder schließen gegenüber den Gegenständen bestimmte Räume, innerhalb derer diese dann in Erscheinung treten oder realisiert

⁴⁰ Im Rückgriff auf Wahnsinn und Gesellschaft attestiert Georg Kneer der Archäologie stets einer tiefen hermeneutischen Auffassung unter Anleihen an wesensmetaphorischen Begriffen verhaftet geblieben zu sein (vgl. Kneer 1996:394). Kneer sieht es als erwiesen an, dass Foucault in seiner Kritik der Humanwissenschaften von einer *beobachterunabhängigen Realität* ausgeht. Diese Annahme würde die Archäologie auf der Ebene eines Beobachters erster Ordnung belassen, da Kneer Foucault unterstellt, "daß aus der (privilegierten) Perspektive der Archäologie diese Wirklichkeit, wie sie *an sich* ist, erfaßt werden kann." (Ebd.) Wichtigstes Indiz hierfür ist für Kneer die Verwendung des Begriffes DER Wahnsinn und im Späteren DIE Lüste oder - DIE Körper -. Diese vorgebliche Totalisierung mündet darin, dass Kneer Foucault ein monokontexturales Weltverständnis attestiert, welches über ursprungsmetaphysische Begriffe definiert wird. Entgegen Kneers Ansicht stellen sich im Rahmen dieser Arbeit eher folgende Fragen: Untersucht die Archäologie nicht *sui generis* Wirklichkeit oder besser die Wirklichkeit von Wissenskonstellationen als eine Wirklichkeit *für sich*? Stellt das Konzept der diskursiven Formation und den Existenzbedingungen der Aussage das Erkennen einer Wirklichkeit *an sich* nicht grundlegend in Abrede? Und ebenso stellen die analytischen Konzepte Foucaults Diskurse über Diskurse dar, in welcher die Wirklichkeit dann sehr wohl als 'polykontextural' verstanden werden kann.

⁴¹ Dieses *sich* muss noch ausgedeutet werden. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist es weder ein autonomes noch heteronomes Subjekt, ein Individuum oder ein mit mehr oder weniger Handlungsmacht ausgestatteter Akteur. In diesem Moment ist es eine Aussage, die im Moment ihres Erscheinens eingebunden ist in ein Netz von praktischen Beziehungen.

werden können. Um diesen Gedanken zu präzisieren, unterscheidet Foucault drei verschiedene Arten von Beziehung: Die primär genannten finden sich zwischen Institutionen, Techniken oder gesellschaftlichen Strukturen, die unabhängig von Diskursen beobachtbar sind.⁴² Allerdings ist damit nicht zwingend vorgegeben, welche Beziehungen einen diskursiven Gegenstand ermöglichen. Die sekundären Beziehungen spielen sich bereits innerdiskursiv ab. Foucault führt als Beispiel dafür an, was im psychiatrischen Diskurs des 19. Jahrhunderts über die Beziehungen zwischen der Familie und der Kriminalität gesagt werden konnte. Davon unterschieden werden müssen noch die Beziehungen tertiärer Art, die Foucault als die „eigentlich diskursiven“ anführt (Foucault 1981:69), da diese erst die innerdiskursiven (gegenständlichen, thematischen) Beziehungen ermöglichen. „Sie befinden sich an der Grenze zwischen Gegebenheiten diskursiver Praktiken und ihren jeweiligen analytischen Reflexionen.“ (Brede 1985:43)

Hier drängt sich das Problem auf, wie diskursive Beziehungen zu übertragen sind; einigermaßen klar wirken sie als Figur auf der Ebene der Beschreibungssprache von Ordnung, die zwischen nicht-diskursiven Beziehungen (sie sollen Alltagspraktiken heißen) und den Beziehungen, die über das Verhältnis spezifischer Bündel von Praktiken sprechen lässt (sie sollen die reflexiven, formalisierten Praktiken heißen), eine Differenz bildet. Dreyfuß/Rabinow haben auf dieses Problem mit Nachdruck hingewiesen, kommen allerdings innerhalb der Archäologie des Wissens zu keinem befriedigenden Ergebnis. Denn neben der unklaren Form der tertiären Beziehungen diskutieren Dreyfuß/Rabinow die Frage, welcher Beziehungsform kommt welche Stellung bei der Bildung von Gegenständen zu. Dabei lesen sie Foucault in der Weise, dass die nicht-diskursiven Verhältnisse zwar eine Rolle spielen, allerdings die Führungsposition den diskursiven Verhältnissen vorbehalten ist. „Diese Verhältnisse sind nicht die logischen und rhetorischen Verhältnisse, die zwischen Propositionen herrschen, sondern vermutlich die Verhältnisse, die zwischen Sprechakten, die in spezifischen Kontexten gebraucht werden, um bestimmte Handlungen zu performieren, herrschen.“ (Dreyfuß/Rabinow 1987:87) Diese Stelle berührt eine Kernfrage dieser Arbeit, indem sie implizit die Frage stellt, wie sich die Illokution zum Diskurs, bzw. zur Aussage verhält. Es hat den Anschein, dass die diskursiven Beziehungen verstanden werden können als Praktiken zweiter Ordnung. Jedoch stellt sich für Dreyfuß/Rabinow der Ort der tertiären Beziehungen als einer dar, der subjektive und objektive Zuschreibungen, worüber in seriöser Weise gesprochen werden kann, transzendiert und formiert. Diese Lesart von Dreyfuß/Rabinow verortet die diskursiven Beziehungen auf einer Zwischenebene, nicht

⁴² Foucault schreibt, dass sie unabhängig von Diskursen 'beschrieben' werden können. Rüdiger Brede formuliert es um in 'bestehen' (vgl. Brede 1985:43). Bei Foucault stellen diese Beziehungen eine Beobachtungsdifferenz dar, er schreibt nicht, dass sie unabhängig von Diskursen existieren, was die Formulierung von Brede impliziert. In dieser Beschreibungsdifferenz deutet sich das im weiteren Verlauf der Arbeit des Öfteren auftauchende Problem der Differenz von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken an. Ebenso kennzeichnet dies die Stelle an der Foucault erstmals mit dem Problem konfrontiert ist Diskurse und nicht-diskursive soziale Wirklichkeit zueinander in Beziehung zu setzen. Siehe dazu Wrana/ Langer 2007.

ausschließlich Praxis, aber auch nicht Beobachtung zweiter Ordnung. Weder die diskursunabhängigen primären Beziehungen determinieren Gegenstände, noch die Positionen, von denen aus innerhalb eines Diskurses über ‚Beziehungen‘ gesprochen wird, „sondern es ist die Art und Weise, in der diese primären und sekundären Beziehungen durch diskursive Praxis organisiert werden.“ (Ebd.:88) Was Foucault hier im Blick zu haben scheint, ist ein Verständnis von sozialer und historischer Praxis, das der Relation von Subjekt und Objekt, einen entscheidenden dritten Faktor an die Seite stellt, welcher an dieser Stelle nur unzureichend als „Regeln, die einer Praxis immanent sind und sie in ihrer Spezifität definieren“ (Foucault 1981:71) beschrieben werden kann. Implizit ist dieses Dritte in Foucaults Forderung enthalten, dass Diskurse aufgrund der ihnen immanenten ‚Existenzfunktion als Praxis‘ nicht auf Sprechen und Sprache reduziert werden können. Dreyfuß/Rabinow argumentieren allerdings, dass es Foucault nicht darauf ankommt, lediglich zwischen kausaler Abhängigkeit der drei Beziehungstypen zueinander und einer Intelligibilität der Beschreibung, zu unterscheiden. Was dann bedeuten würde, dass den tertiären Beziehungen eine rein analytische Funktion zukommt, die es ermöglicht, diejenigen Regeln zu beschreiben, aufgrund derer innerhalb eines Diskurses spezifische Typen von Sprechakten vollzogen werden können und andere nicht.⁴³ Für Foucault scheint dies aber nicht als eine Linearität oder Ebenen von sozialen Entitäten gegeben zu sein, sondern als ein ‚Gesamtraum‘, in dem alle drei Beziehungstypen zueinander in Beziehung stehen (vgl. Foucault 1981:69).

Der problematische Schluss aus dieser Überlegung ist für Dreyfuß/Rabinow nun, dass „er (Foucault Anm. Staples) behauptet, daß diskursive Beziehungen einen gewissen Effekt auf alle anderen Beziehungen haben.“ (Dreyfuß/Rabinow 1987:89) Dabei ist es für sie fraglich, wie dies funktioniert und sie monieren, dass Foucault ein quasi umgekehrtes Abhängigkeitsverhältnis postuliert, in welchem der Diskurs das gesamte, also alle drei Beziehungstypen, zu einem System von Praktiken vereinigt und nur „im Rahmen dieser diskursiven Einheit kämen die verschiedenen gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, technologischen und pädagogischen Faktoren zusammen und funktionieren in kohärenter Weise.“ (Dreyfuß/Rabinow 1987:91) Dies ist für die Autoren nicht nachzuvollziehen, da sie davon ausgehen, dass es bereits einen Sockel kohärenter nicht-diskursiver Praktiken geben müsse, bevor sich diskursive Praktiken daran anschließen können.⁴⁴ Sie gehen davon aus, dass Foucault erst in seinen genealogischen Arbeiten eine Priorität

⁴³ Dem Leser wird nicht entgangen sein, dass Dreyfuß und Rabinow an dieser Stelle implizit die Frage nach einem Primat von Ordnung einführen. An späterer Stelle werden sie ein Scheitern der Archäologie konstatieren, unter anderem auch, da Foucault in ihren Augen nicht klären kann, ob Diskurse eine Ordnung der Ordnung darstellen oder ob sie abgeleitete Funktionen von Wissensordnungen sind. Siehe dazu Dreyfuß/Rabinow 1987:116-127.

⁴⁴ Anhand des Beispiels der diskursiven Praxis in der Institution Universität versuchen Dreyfuß/Rabinow die drei Beziehungstypen zu bebildern und gestehen ihnen in diesem Beispiel auch Wirkkraft zu, allerdings klärt sich damit für sie nicht in welcher Weise Diskurse von gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Praktiken abhängen (vgl. Dreyfuß/Rabinow 1987:91).

des Diskurses aufgibt, der nichtdiskursive Praktiken benutzt „und die einzigartige Weise erfassen kann, in der der Diskurs von den nicht-diskursiven Praktiken abhängt und zugleich auf diese, denen er >dient<, rückwirkend Einfluß nimmt.“ (Ebd.:93)

Aus der Perspektive dieser Arbeit argumentiert Foucault nicht für eine Priorität von Diskursen, als einer, die die Kohärenz eines Gesamtsystems von Praktiken gewährleistet, wie auch immer dieses aussehen mag, sondern dass den Diskursen etwas wie eine Beobachtungspriorität zukommt. „Das Feld von Beziehungen, das eine diskursive Formation charakterisiert, ist der Ort, von wo aus die Symbolisierungen und Wirkungen bemerkt, lokalisiert und bestimmt werden können.“ (Foucault 1981:233) Dies zielt auf ein Verständnis von Diskursen als Äußerlichkeiten, Sichtbarkeiten, die nicht die Frage danach stellen, in welcher Weise sie zu den nicht-diskursiven Praktiken in Beziehung stehen. Prägnant hat Foucault dazu formuliert, „man kommt nicht mehr zum Diesseits des Diskurses zurück – dorthin, wo noch nichts gesagt worden ist und wo die Dinge kaum ins Dämmerlicht ragen.“⁴⁵ (Ebd.:73)

Was an dieser Stelle festgehalten werden soll, ist der Umstand, dass Gegenstände im Diskurs durch Relationen sichtbar werden und dass diese Relationen als spezifische Praktiken zu analysieren sind, welche Regeln folgen, die ihnen als Praktiken selbst immanent sind. Dreyfuß/Rabinow haben den wertvollen Hinweis geliefert, dass diese Regeln und ihre Praxis im Vollzug von performativen Sprechakten zu lokalisieren sind. Im nächsten Abschnitt werden nun die Weisen diskutiert, auf die diese Praktiken zueinander in Beziehung gesetzt werden können.

2.3.2 Äußerungsmodalitäten

Im folgenden Pfeiler der diskursiven Formation wird den möglichen Orten in einem Diskurs nachgegangen, von denen aus sich im Diskurs artikuliert werden kann. Foucault gliedert hier den Untersuchungsgang sehr strikt:

- a) Welche Attribute müssen einem Individuum zugeordnet sein, damit es als ein legitimer Sprecher im Diskurs gilt? Foucault verwendet dafür den Begriff des Statuts. Darin subsummiert Foucault jedwede Form von Regelung, die es einem Individuum ermöglicht

⁴⁵ Die Problematik nach der Grenze und der Stellung von diskursiven und nicht diskursiven Praktiken wird diese Arbeit weiter begleiten und möglicherweise wird sie nicht entschieden werden können. Stephan Moebius hält in einem Artikel zum Verhältnis von Subjekt und Diskurs einen radikalen Vorschlag bereit: „Das Diskursive umfasst nicht-diskursive und diskursive Praktiken.“ (Moebius 2005:142) Für diesen Brückenschlag plädieren auch Wrana/Langer 2007. In Kapitel 5 und 6 wird darauf ebenfalls eingegangen.

einen Diskurs vorzubringen⁴⁶. Dieses Statut regelt nicht nur die Modalitäten in einem spezifischen Diskurs, sondern tritt auch in Beziehungen zu anderen mit einem Statut ausgestatteten Individuen oder auch Gruppen und weist so wieder über den Diskurs hinaus. Foucault nimmt hierfür das Beispiel des klinischen Diskurses wieder auf, der zuvor schon genannt worden ist, und spricht hier von dem Statut des Arztes (vgl. ebd.:76).

- b) Von Bedeutung sind auch die *Orte*, von denen aus die mit Statut ausgestatteten Individuen sprechen. Diese Topoi reichen von topographischen Orten wie Krankenhäusern, Irrenanstalten, Verwaltungsgebäuden oder das Labor bis hin zu Verortungen in Dokumenten, statistische Daten, Krankenakten, Meldedaten, Prüfungsbelege (vgl. ebd.:77f.).
- c) Die Positionen des Subjekts in Abhängigkeit der *Situation*. Die statuierten, verorteten Subjekte treten in Beziehungen ein, die Foucault einerseits nach der Wahrnehmung gliedert: fragendes, horchendes, notierendes Subjekt und andererseits nach Kommunikationskriterien: mündlich oder schriftlich, in der pädagogischen Vermittlung, noch etwas formaler im Verhältnis zu theoretischen Aussagen, gegenüber Entscheidungen und Plänen (vgl. ebd.:78). Diese sehr heterogenen Momente kennzeichnen die Analyse der Äußerungsmodalitäten und verweisen darauf, dass Diskurse sich in Praktiken realisieren und die spezifisch Foucaultsche Wendung, dass eine diskursive Formation, im bekannten Beispiel des klinischen Diskurses, nicht über die Einheit der Elemente zu bestimmen ist, sondern über ihre Verteilung im sozialen Raum. Das Interessante dabei sind die Räume, die zwischen den Aussagen liegen. „Der so begriffene Diskurs ist nicht die majestätisch abgewickelte Manifestation eines denkenden, erkennenden und es aussprechenden Subjekts: Im Gegenteil handelt es sich um eine Gesamtheit, worin die Verstreuung des Subjekts und seine Diskontinuität mit sich selbst sich bestimmen können.“ (Ebd.:82)

Was in dieser Darstellung erstmals deutlich wird, ist die *Funktionalität* von Subjekten. Die heterogenen und doch sehr spezifischen Aussagemodalitäten deuten darauf hin, dass Subjektivität keine auf Dauer gestellte *individuelle* Qualität darstellt, sondern situativ und funktional unterschiedlich bis kontingent sein kann.⁴⁷ Dreyfuß/Rabinow argumentieren, dass Foucault den

⁴⁶ Die Ähnlichkeit mit Status und eine gewisse Nähe zum Habitusbegriff von Pierre Bourdieu ist nicht zu übersehen. Rüdiger Brede spricht dann auch davon, dass zur Darstellung der Position und Situation eines Subjekts im spezifischen Diskurs „eine strukturelle Beschreibung des spezifischen Status und Habitus der agierenden Individuen, ihrer Wahrnehmungstechniken und –kodes“ notwendig seien. (Brede 1985:46) Die Verschiebung von Status hin zu Statut zeigt eine Verbindung dieser qualitativen Zuschreibung mit materiellen Institutionen. Eine wichtige Rolle spielt dies später, bei der Definition der wiederholbaren Materialität von Aussagen. Siehe dazu Kapitel 3.1.5.

⁴⁷ Hier wird allerdings auch schon die Frage aufgeworfen wie Subjektivität zu verstehen ist und wo für Foucault, wenn überhaupt, die Grenze zwischen Subjekt und Subjektposition gezogen wird. Bezieht man die eben beschriebenen Formen der Aussagemodalitäten und den damit verbundenen Subjektpositionen auf den Alltag des wissenschaftlichen Diskurses, so begegnet man einem Autoren, was eine spezifische Subjekt-

Verzicht auf ein transzendentes Gründersubjekt mit einer ‚Standardisierung‘ in der Beschreibung von gesellschaftlichen Praktiken bezahlt, da Foucault scheinbar die Praxisebene der nicht-diskursiven Fertigkeiten nicht in seine Darstellung mit einbezieht. Diese Kritik stellt sich selbst verkürzend dar, da sie Foucaults Analyse der zusammenhängenden und sich gegenseitig beeinflussenden Beziehungen (siehe weiter oben und Foucault 1981, 67ff.) unterschlägt zugunsten einer zugespitzten Darstellung ihres Arguments. „Sich verändernde nichtdiskursive Fertigkeiten liegen Veränderungen von Aussagestilen, Modalitäten des Hervortretens und den Arten von Subjekten, die möglich sind, zugrunde.“ (Dreyfuß/Rabinow 1987:94) Angeführt werden muss sie dennoch als ein Diskussionspunkt, der im Späteren noch erörtert wird und sich mit der Performativität diskursiver Praktiken auseinandersetzt⁴⁸. Zunächst wird die Beziehung von Begriffen und diskursiver Praxis näher beleuchtet.

2.3.3 *Dispersion der Begriffe*

Die Auseinandersetzung mit Begriffen, ihrer Kohärenz, ihre Interdependenzen in Begriffsfeldern oder auch ihre Unvereinbarkeit bei dennoch gemeinsamen Auftreten berührt das Werkzeug der Wissenschaft, als einer beschreibenden Unternehmung schlechthin. Foucault interessiert sich an dieser Stelle für die Frage, wie in oder mittels diskursiver Praxis Begriffe aufgenommen und zusammengefügt werden (vgl. Brede 1985:48)? Dabei kommt es Foucault nicht auf eine Beschreibung, eine Deduktion der inneren Logik von Begriffen an, der Frage nach der Idee des Begriffs. Er interessiert sich für die Verstreuung von Begriffen, ihr Erscheinen in den verschiedensten Textsorten. Diese Verstreuung, welche wiederum den Beziehungsbegriff aufruft, „charakterisiert einen Diskurstyp und definiert zwischen den Begriffen Formen der Deduktion, der Ableitung, der Kohärenz, aber auch der Inkompatibilität, des Überkreuzens, der Substitution, des Ausschlusses, der reziproken Veränderung, der Deplacierung usw.“ (Foucault 1981:89) Um

position zur Folge hat und der Position eines Hochschullehrers, der möglicherweise über verschiedene Ausagemodalitäten im Diskurs sichtbar wird, ebenso wie durch andere Positionen an den Grenzen des wissenschaftlichen Diskurses, wie Mitglied eines beratenden Gremiums o.ä. Die Frage ist dann, ob sich diese unterschiedlichen Positionen in der Figur des Subjekts vereinheitlichen lassen, das Subjekt also eine identitäre Hülle für die Positionen/Funktionen/Rollen darstellt; oder stellt sich Identität nur her, über eine Regelmäßigkeit der Positionierung des Individuums und der Begriff und die Form der Subjektivierung ermöglicht erst eine Individualisierung gegenüber verschiedensten situativen Erfordernissen? Daraus leiten sich mehrere weitergehende Fragen ab, wie die Frage nach der Macht, die nach der Persona und das Problem des ermöglichenden Zwangs. Stellvertretend siehe hierzu die intensive Auseinandersetzung von Judith Butler, wobei sie auch konstatiert: „Das Foucaultsche Subjekt wird nie vollständig in der Unterwerfung konstituiert; es wird wiederholt in der Unterwerfung konstituiert, und es ist diese Möglichkeit einer gegen ihren Ursprung gewendeten Wiederholung, aus der die Unterwerfung so verstanden ihre unbeabsichtigte Macht bezieht.“ (Butler 2001:90) Auf die verschiedenen Facetten des Subjektbegriffs wird noch in Kapitel 3.1.3, Kapitel 4.4 und Kapitel 6 eingegangen.

⁴⁸

Siehe dazu Kapitel 6.

diese Dispersionsbeziehungen sichtbar zu machen, untersucht Foucault das Feld hinsichtlich formaler Organisationsformationen der Begriffe.

Zunächst werden a) *Formen der Abfolge* in den Blick genommen. Dabei werden die Anordnungen der Äußerungsfolgen untersucht, beispielsweise die (An-)Ordnung von Beschreibung oder auch wie Erzählungen in ihrer Linearität aufgebaut sind. Dazu gehört ebenfalls eine Beschreibung der Abhängigkeitstypen von Aussagen, wie eine Verifikation/Falsifikation folgt auf eine Hypothese und eine Beschreibung der rhetorischen Schemata, die es gestatten Aussagen und Aussagegruppen in spezifischer Weise zu kombinieren.

Weiter unterscheidet Foucault für die Form des Aussagefeldes unterschiedliche b) *Formen der Koexistenz*: Diese werden sichtbar in einem *Feld der Präsenz*, welches alle bereits formulierten Aussagen umfasst, die als anerkannte Wahrheit, exakte Beschreibungen, notwendige Annahmen gelten, kurz; aktuell gültige Aussagen im Feld und ebenso jene, die kritisiert oder ausgeschlossen worden sind. Davon zu unterscheiden ist ein *Feld der Begleitumstände*, welches Aussagen bezeichnet, die zu anderen Diskurstypen gehören, aber als zum Teil übergeordnete Instanz einen aktuellen Bezug zum Diskurs darstellt. Die Naturwissenschaften, die lange immer in einem direkten Bezug zum Diskurs der Theologie standen und zum Teil noch heute stehen (man erinnere sich an den Kreationismus). Neben den Begleitumständen führt Foucault noch ein *Erinnerungsgebiet* an, das all jene Aussagen umfasst, die sich „aus nicht mehr zugelassenen, nicht mehr verwendeten Begriffen und nicht mehr diskutierten Aussagen zusammensetzt, hinsichtlich derer Beziehungen der Transformation und der historischen Diskontinuität aufgezeigt werden können.“ (Brede 1985:49)

Schließlich lassen sich noch *Prozeduren der Intervention* explizieren, mit deren Hilfe spezifische Gesamtheiten gebildet werden können. Grob gesagt bezeichnet Foucault damit Methoden der Systematisierung von Aussagegruppen, die unter anderem Techniken der Neueinschreibung, Methoden der Transkription oder auch Übersetzungsweisen darstellen. Für die Letzteren nennt Foucault als Beobachtungsgebiet das in Beziehung setzen von quantitativen und qualitativen Aussagen. Die gegenseitige Übersetzung rückt Aussagen näher aneinander, lässt ihren Wirklichkeitswert dichter werden⁴⁹ (vgl. Foucault 1981:87f.).

Foucaults Anspruch an diese vielfältigen und intensiven Analyseinstrumente ist, die Eigenheiten einer diskursiven Formation derart sichtbar machen zu können, dass diese verschiedenen zu untersuchenden Elemente Gebrauch machen von Begrifflichkeiten und anhand dieses Gebrauchs, die Art und Weise gezeigt werden kann, auf die diese ‚Techniken‘ miteinander in Beziehung

⁴⁹ Eine Nähe Foucaults zur Begriffsgeschichte ist in dieser Methode unverkennbar, wenn es Foucault auch, wie oben erwähnt, nicht um die Konstruktion der Begriffe geht. Für eine instruktive Einführung in eine diskursanalytische Methodologie von Wortgeschichte siehe bspw. Reichardt 2000, insbesondere 126-132.

stehen. Foucault nennt hier unter anderem „die Weise, wie das Erinnerungsfeld mit den Formen der Hierarchie und Unterordnung verbunden ist, die die Aussagen eines Textes beherrschen.“ (Ebd.:88) Aus dieser Tätigkeit des sich *in Beziehung setzens* gewinnt für Foucault ein System begrifflicher Formation Kontrast gegenüber der Allgemeinheit des Diskurses. Um das Gewicht noch mehr auf die Verstreuung und die Spezifität derselben für einen bestimmten Diskurstyp zu legen und nicht auf Konstruktionsprinzipien der Begriffe selbst, führt Foucault aus, dass eine Analyse, die sich mit den Regeln der begrifflichen Dispersion und dem Nebeneinander der Begriffe beschäftigt, sich vielmehr auf einer vorbegrifflichen Ebene des Feldes bewegt. Um diese Vorbegrifflichkeit zu erläutern, unternimmt Foucault einen Exkurs in die allgemeine Grammatik des 17. und 18. Jahrhunderts, die er in der ‚Ordnung der Dinge‘ beschrieben hat, und ihre Beziehung zu den Schemata der Attribution, Gliederung Bezeichnung und Ableitung. Diese Vorbegriffe bilden keine tatsächlichen Begriffe der allgemeinen Grammatik in der französischen Klassik und auch keine Abstrakta für eine Rekonstruktion der Grammatik. Als theoretische Schemata gestatten sie es lediglich zu beschreiben, „wie sich verschiedene grammatische Konstruktionen im Rahmen eines Discourstyps ordnen lassen und welche Formen der Abfolge zwischen ihnen möglich sein kann.“ (Brede 1985:51) Anhand der Abhängigkeitsrelationen zwischen den vier Schemata kann dies aufgezeigt werden. Ebenso kann darüber beschrieben werden, wie die allgemeine Grammatik sich Gültigkeit, Normativität und Aktualität erschließt und welche Beziehungen die Grammatik mit den Systemen der Mathesis, der Repräsentation, der Theorie der Zeichen, der Taxonomie und der Ökonomie verbindet.⁵⁰ Hat man diese Beziehungen isoliert, kann man die Zirkulation, Übertragung und Modifikation der Begriffe, die Veränderung ihrer Form und Anwendungsgebietes beschreiben. Dabei bildet das so extrapolierte Raster nicht „die logische Architektur all der von den Grammatikern benutzten Begriffe; er zeichnet den regelmäßigen Raum ihrer Bildung.“ (Foucault 1981:91) Mit der Rasterung dieser vorbegrifflichen Ebene geht einher, dass dieser diskursive Raum analog den Formationen der Objekte und der Äußerungsmodalitäten als Feld der Äußerlichkeit für die Formation der Begriffe bezeichnet werden kann (vgl. Brede 1985:51).

Damit trennt Foucault die Begriffe radikal von Ideen und Idealen⁵¹. Mit seiner Konzeption des ‚Vorbegrifflichen‘ schneidet Foucault die Bindung oder einen Verweisungsüberschuss von

⁵⁰ „Da der Diskurs seine Teile verbindet wie die Repräsentation ihre Elemente, wird die allgemeine Grammatik das repräsentative Funktionieren der einen Wörter im Verhältnis zu den anderen untersuchen müssen. [...] Aber da der Diskurs nicht einfach eine repräsentative Gesamtheit ist, sondern eine reduplizierte Repräsentation, die eine andere bezeichnet, nämlich die von ihr repräsentierte, muß die allgemeine Grammatik die Weise untersuchen, auf die die Wörter das bezeichnen, was sie sagen.“ (Foucault 1994:131)

⁵¹ Die Archäologie des Wissens stellt als Werk eine Abgrenzung und Problematisierung der klassischen Ideengeschichte dar (vgl. Fink-Eitel 1990:59f.). An dieser Stelle wird ebenso Foucaults stetig wiederkehrendes Insistieren auf Dynamisierung der Beschreibung von Wissen deutlich. In der Analyse von Diskursen geht es nicht darum von einem Standpunkt aus einen anderen zu untersuchen, sondern Foucault geht es stets darum die Beziehungsfelder zwischen scheinbar eindeutigen oder gesicherten Referenzpunkten aufzuzeigen.

Begriffen auf einen nicht absehbaren Horizont ab und postuliert, dass aus diesen unterschiedlich gestaffelten Beziehungen, welche Regeln der diskursiven Praxis entsprechen „die Regelmäßigkeiten und diskursiven Zwänge erscheinen, die die heterogene Multiplizität der Begriffe erscheinen“ haben lassen. (Foucault 1981:93) Zugespitzt lässt es sich vielleicht so formulieren, dass Begriffe keine Zustände sind, sondern sie werden verwendet. Diese Verwendungsweise hängt allerdings von immer komplexer werdenden multiplen Regelungssystemen und –arenen diskursiver Praxis ab. An welcher Stelle oder von wem Begriffe gebildet werden, ist für die Archäologie irrelevant, denn die von Foucault ausgearbeiteten Formationsregeln, die auch die Orte der Begriffe kennzeichnen, „auferlegen sich folglich gemäß einer Art uniformer Anonymität allen Individuen, die in diesem diskursiven Feld sprechen.“ (Ebd.: 92)

Allerdings muss bei aller anonymen Allgemeinheit vermerkt werden, dass die Formationsregeln spezifischer Natur sind, die unter Umständen nur für einen sehr schmalen Diskurstyp in dieser Verwendungsweise Geltung oder die Möglichkeit Anschluss und Gehör zu finden besitzen. Es muss immer die Individualität mitgedacht werden und der Umstand, dass dies generalisierte analytische Beschreibungen von konstituierenden Ebenen diskursiver Formationen sind, die jedoch auf der Ebene der Aussage genauso identifiziert werden können. Foucaults Konzeption stößt hier zum ersten Mal an die Grenze des Sagbaren und ganz mag man dieser polymorphen Verschachtelung von Aussageregeln nicht folgen. Dreyfuß/Rabinow bereitet es ebenfalls Schwierigkeiten diese Formationsregeln einzuordnen. Sie können diese ‚Prinzipien‘ nicht in der Form bestimmen, ob es sich wie im Fall der Äußerungsmodalitäten um ‚Gesetze‘ hinter den Erscheinungen handelt oder ob es sich um Beziehungen handelt, die lediglich von Beobachterseite, von im Übrigen bedeutungslosen Ereignissen, gesehen werden können. Allerdings steht für sie fest, dass „die Prinzipien, die Foucault beschäftigen, (...) Prinzipien einer Verknappung [sind].“ (Dreyfuß/Rabinow 1987:96)

2.3.4 Strategien

Nachdem die Beziehungsformierungen zwischen den Gegenständen, gegenüber den Möglichkeiten ihrer Artikulation und der Dispersion der darin verwendeten Begriffe erörtert wurden, kommt die Rede zuletzt auf die Figur der Strategien oder theoretischen Wahl. Führt man sich die eben diskutierten Skizzen der Beziehungskomplexe diskursiver Formationen vor Augen, so erscheint es mehr als notwendig eine Dimension definieren zu können, deren Regelmäßigkeit die anderen durchwebt und so dazu beitragen kann, die Beschreibungskomplexität einer

Formation diskursiver Praktiken zu reduzieren. Allerdings bereitet es Foucault erhebliche Schwierigkeiten, diese Strategien in kohärenter Weise zu beschreiben. Mit Verweis auf seine vorangegangenen materialen Analysen sagt Foucault, dass die Bestimmung der theoretischen Wahl mehr oder weniger implizit geblieben ist und den Charakter einer Baustelle hat (vgl. Foucault 1981:96). Allerdings gibt er die Richtung der Definition der Strategien an. Der Komplex der Beziehungen „bildet ein Bestimmungsprinzip, das innerhalb eines gegebenen Diskurses eine bestimmte Anzahl von Aussagen gestattet oder ausschließt.“ (Ebd.:98) Unterschiedlichste Gruppierungen von Gegenständen, Äußerungsketten und Begriffssystemen wären möglich gewesen, allerdings werden nur bestimmte aktualisiert. Diese spezifische Lückenhaftigkeit, die diskursive Formationen kennzeichnet, ist ein Charakterzug der strategischen Wahl. Allerdings geht die Rolle der Strategien weit über die einer theoretischen Optionalität hinaus.

Foucault legt dar, dass die Bestimmung der theoretischen Wahl abhängt, von a) ihrer Funktion gegenüber dem Feld nicht-diskursiver Praktiken, wie b) ein System und Prozesse der Aneignung von Diskursen sich ereignen, und welche c) Positionen das Verlangen im Verhältnis zum Diskurs einnimmt (vgl. ebd.:99f). Für alle drei Prozesse hat Foucault empirische Beispiele bereit, die seine Untersuchungshypothese stützen sollen. Allerdings stützt man bei dieser Aufzählung von notwendigen Bedingungen für die Bestimmung der Strategien. Foucault rekurriert dabei auf die Bedeutung von nicht-diskursiven Praktiken, was Dreyfuß/Rabinow so deuten: „Die nicht-diskursiven Praktiken scheinen weniger das *Element* oder der Horizont zu sein, innerhalb dessen die Diskurspraktiken stattfinden, als vielmehr *Elemente*, die die Diskurspraktiken aufnehmen und transformieren.“ (Dreyfuß/Rabinow 1987:103. Hervh. Im Orig. Staples) In der Frage der Aneignung der Diskurse entdeckt man, dass Diskurse nicht nur spezifische Sprecherpositionen zulassen, aus denen gültige Aussagen getätigt werden, sondern dass scheinbar Diskurse nicht allen gesellschaftlichen Gruppen gleich zugänglich sind. Das mag erst einmal unbedeutend sein, wird aber an dieser Stelle als ein Indiz für eine noch ausstehende Fundierung einer Verknappung von Diskursen gewertet. Schließlich führt Foucault das Verlangen ein, als einen Umstand, der in sehr spezifischen Positionen zu einem Diskurs stehen kann. Foucault betont, dass diese drei noch ungeklärten Beziehungsweisen der Charakterisierung den Gesetzen der Formation des Diskurses nicht äußerlich seien⁵² (vgl. Foucault 1981:100). Wenn es sich so verhält, dann muss geklärt

⁵² Es scheint evident, dass dieses Fehlen einer konsistenten Definition der Strategien Foucault schließlich zu Auseinandersetzung mit der Macht führt, wie bspw. Brede anmerkt (vgl. Brede 1985:53). Dreyfuß/Rabinow verweisen ebenso auf diesen Umstand, siehe dazu Dreyfuß/Rabinow 1987:102. Des weiteren verweisen sie implizit auf Foucaults spätere Schriften, in welchen sie eine Erweiterung des Diskursbegriffs konstatieren, weg von einer methodischen Privilegierung eines Regelbegriffs von Diskursen als abstrakt systemische Struktur, hin zu einem Diskursverständnis als ein Teilbereich eines weiter gefassten Macht- und Praxisfeldes. Dabei rücken sie die Paradigmatakonzeption von Thomas S. Kuhn an Foucault heran, insofern als sie Diskurse als historische Artikulationen von Paradigmen beschreiben und dass die Beziehungen zwischen Diskursen und Macht/Praxisfeldern „durch unterschiedliche Paradigmata auf unterschiedliche Weise her gestellt werden.“ (Ebd.: 232)

werden wie sich diskursive Praktiken zu nichtdiskursiven verhalten. Denn alle drei Charakterisierungen Funktion, Aneignung und Verlangen weisen auf das Außen des Diskurses hin, auf ein scheinbar fundierendes Feld, wäre nicht Foucaults Hinweis, dass diese charakterisierenden Beziehungen eben nicht äußerlich sind. Allerdings präzisiert Foucault dieses Verhältnis nicht weiter, sondern belässt es bei dem Hinweis:

„Ebenso wie man die Formation der Gegenstände weder auf die Wörter noch auf die Sachen, die der Äußerungen weder auf die reine Form der Erkenntnis noch auf das psychologische Subjekt, die der Begriffe weder auf die Struktur der Idealität noch auf die Abfolge der Ideen beziehen durfte, darf man die Formation der theoretischen Auswahl nicht auf ein fundamentales Vorhaben, noch auf das sekundäre Spiel der Meinungen beziehen.“ (Ebd.:103)

Foucault erteilt mit dieser Forderung jeglichem aufklärerischen Modell einer stabilen und kontinuierlichen Ordnung der Dinge eine endgültige Absage. Zusammenfassend könnte man sagen, dass Menschliches nicht natürlich ist und dass sich die Regelmäßigkeiten denen Foucault nachspürt, zwischen den Menschen, aus ihren Beziehungen heraus konstituieren. Das mag zwar eine Binsenweisheit sein, unterstreicht aber noch einmal den Anspruch, Foucaults Ordnung als etwas Gemachtes und ein vielschichtiges Beziehungsgeflecht zu denken.

2.4 Beziehung und Formation

Springt man von diesem anthropologischen Zwischenspiel zurück auf die formalisierte Ebene der diskursiven Formation, so hat sich in den letzten Abschnitten gezeigt, dass diskursive Formationen zerfallen in unterschiedlichste Beziehungsverhältnisse von Aussagen, die Räume öffnen für Individuen, sich zu diesen Aussagen zu verhalten. Dabei scheint es so, dass die Regelungen, denen die Beziehungen unterliegen keine Gesetze, keine Axiome sind, sondern Regelmäßigkeiten, die flexibel, fast fragil sind in ihrer Funktion. Daraus kann abgeleitet werden, dass die diskursive Praxis jene Regelmäßigkeiten hervorbringt, die sie gleichzeitig ordnen. Dabei ist es allerdings fraglich, wie man in der Beobachtung Grenzen zieht in dieser Komplexität, um doch etwas wie eine einheitliche Form einer diskursiven Formation isolieren zu können. Dreyfuß/Rabinow diskutieren dieses Problem, wenn sie sagen, dass Foucaults systematische Ordnung vielmehr eine „minutiöse Beschreibung von Unordnung ist.“ (Dreyfuß/Rabinow 1987: 101) Sie weisen darauf hin, dass Foucault allerdings eine Systematisierbarkeit und Regelbarkeit behaupten muss, denn „nur, wenn diese Regeln sich als autonome Formationsregeln nachweisen

lassen, ist der ernsthafte Diskurs gegen den Einfluß der alltäglichen Praktiken abgeschirmt.“(Ebd.) Diese Abschirmung muss an anderer Stelle hinterfragt werden, da Foucault doch selbst darauf aufmerksam gemacht hat, dass es zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken Berührungen bzw. Beeinflussungen gibt.⁵³

Foucault selbst bietet vier Schemata an, die es ermöglichen sollen diskursive Formationen im Netzwerk der Praktiken zu identifizieren. Einerseits sind diskursive Formationen durch inhärente a) Abhängigkeiten gekennzeichnet, diese Abhängigkeitsbeziehungen sind b) mobil, sie sind gewissermaßen c) (ergebnis-) offen, was sich im letzten Schema zuspitzt, dass diskursive Formationen d) präterminale Regelmäßigkeiten darstellen.

Diese vier Aussagen grenzen die Individualisierung von diskursiven Praktiken auf den Ebenen ihrer Verflechtung, eine Praxis besteht immer schon aus differenten, auch sich widersprechenden Praktiken, ihrer Historizität, „sie (die diskursive Formation, Anm. Staples) ist nicht zeitlose Form, sondern Entsprechungsschema zwischen mehreren zeitlichen Serien“ (Foucault 1981:109), ihrer skriptiven Kontingenz ein; zusammengefasst in der Metapher der Präterminalität. Damit wird die Ordnungsfunktion von Diskursen der Vorläufigkeit ausgeliefert. Foucault stellt damit implizit die Frage nach der Adäquanz von diskursiver Systematizität und der Kontingenz ihrer Anwendung als Instanz der Beschreibung von Wissenspraktiken. Brede paraphrasiert, dass die Bezeichnung präterminale Regelmäßigkeiten „die Möglichkeiten von konstanten Anwendungsweisen strukturieren und von Vermittlungen der jeweiligen Beziehungen, durch welche discursive Elemente einheitlich formiert werden können.“ (Brede 1985:59)⁵⁴ Dies kann eine zweiseitige Lesart sein, die aber zeigt, wie schwierig es für Foucault ist, die Form diskursiver Formationen festzulegen. Es erscheint wichtig hier auf das Kontingenzmoment in der Formulierungsweise Foucaults, aufmerksam zu machen.

„Was aber hier analysiert wird, sind gewiß nicht die endgültigen Zustände des Diskurses; sondern es sind Systeme, die die letzten systematischen Formen möglich machen; es sind präterminale Regelmäßigkeiten (Hervh. im Orig. Staples), im Verhältnis zu denen der endgültige Zustand sich eher durch seine Varianten definiert, wobei er weit davon entfernt ist, den Entstehungsort des Systems zu bilden.“
(Foucault 1981:111)

⁵³ „Diese Beziehungen (eines Gegenstandes, Anm. Staples) werden zwischen Institutionen, ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen, Verhaltensformen, Normsystemen, Techniken, Klassifikationstypen und Charakterisierungsweisen hergestellt; und diese Beziehungen sind im Gegenstand nicht präsent. (Foucault 1981: 68 und dazu weiter 69f.)

⁵⁴ Dem entgegen steht Bredes Zitat von Roland Barthes, in welcher eine neue Texttheorie als eine Hyphologie präsentiert, in welcher Text „durch ein ständiges Weben entsteht und sich selbst bearbeitet.“ (Brede nach Barthes 1985:60).

Diese Aussagen erscheinen widersprüchlich, zumindest enthalten sie zwei *Möglichkeiten*. Durch diese opake Formulierungsweise versucht Foucault anzuzeigen, dass die Regelmäßigkeiten des Diskurses auch in ihrer Einschreibung ihr Statut als Regelmäßigkeit, nicht als Struktur bewahren; egal wie regelmäßig sich Beziehungen darbieten, ihre Form gewährleistet immer die Möglichkeit der Veränderung. Die mehr implizit vorhandene, fast zögerlich aufgenommene Möglichkeit zielt auf die determinierende Kraft diskursiver Beziehungsfelder. Damit werden allerdings auch wieder Probleme nach Ereignis und Struktur aufgerufen, die weiter oben bereits behandelt worden sind. Die Lesart dieser Arbeit tendiert dazu, dass Diskurs als eine prozesshafte Ordnung⁵⁵ verstanden wird. Die anschließenden Aussagen von Foucault stärken diese Annahme. Foucault geht noch einmal ein auf die Besonderheit von Diskursen, ihrer praktischen Form. Ihre Systematizität gewinnen Diskurse aus ihrer praktischen Aktualisierung, welche einer Regel folgt, die über die Beziehungen in ihrer Anwendung als Regel sichtbar wird.⁵⁶ Das Sprechen *ist* somit diskursiv⁵⁷. Allerdings ist damit noch nicht geklärt, wie diese Ordnungsweise a) ihre Ordnung gewinnt, b) woher sie ihr Potenzial, nicht nur zur Variation, sondern zur Veränderung bezieht und wie (wer) diese Ordnungen führt?

Aus der Analyse der unterschiedlichen Dimensionen diskursiver Formationen kann folgendes Zwischenfazit gezogen werden: Die Beziehungsvielfalt, welche das Erscheinen von Gegenständen, unter Verwendung spezifischer Begriffe, aus unterschiedlichen wie spezifischen Orten des Sprechens ermöglicht und von Strategien durchwoben werden, eröffnen einen anderen Blickwinkel auf das Feld des ausgesprochenen Wissens. Je dichter oder je näher Foucault den Regelungen des Sprechens im Diskurs kommt, desto problematischer wird das Konstatieren von gültigen Aussagen.

Um sich größere Klarheit zu verschaffen in Bezug auf die Ordnungshaftigkeit von Diskursen und ihrer Beziehung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, und wie geordnet Wissen geäußert werden kann, werden im weiteren Verlauf dieser Arbeit folgende Schritte unternommen: Form und Funktion des schon verwendeten Ausdrucks ‚Aussage‘ muss diskutiert werden; welche Funktion schreibt ihr Foucault zu, welches sind die spezifischen Bedingungen ihrer Äußerung; welcher beobachtbaren Form unterliegt das Äußern von Aussagen; welches sind die Momente ihrer Transformation und aus welcher Position heraus werden sie getätigt; wie stehen die Begriffe Individuum und Subjekt dazu? Um diese Fülle von Fragen auch nur

⁵⁵ Siehe dazu Gehring 2004, die diesen Vorschlag macht und in dieser Arbeit Kapitel 5.1

⁵⁶ Die implizite Nähe zu Wittgensteins Sprachspielen ist unverkennbar und wird auch in der Sekundärliteratur immer wieder als wichtige Referenz für Foucault genannt. Siehe stellvertretend Mottier 1999:143.

⁵⁷ Bernhard Waldenfels schreibt dazu: „Ihre (die der Diskursanalyse, Anm. Staples) Domäne ist die Positivität des *Gesagten*, wo Regelndes und Geregeltes miteinander im Ereignis der Regelung verklammert sind.“ (Waldenfels 1991:287) Diese Gegenstandsdimension grenzt Foucaults Diskurs für Waldenfels auch klar von dem Habermasschen Diskursbegriff ab, denn bei Foucault geht es um die „Produktivität von Wissen“ und bei Habermas um die Rechtfertigung von Aussagen (vgl. ebd.).

ansatzweise zu bewältigen, wird nun der Aussagebegriff Foucaults kritisch diskutiert. Daran schließt sich eine Skizze der Theorie der performativen Sprechakte nach John L. Austin an, welche die Schlussfrage vorbereitet, inwieweit das Performieren gewöhnlicher Sprechakte, insbesondere Illokutionen, stabilisierend oder verändernd auf die Struktur von Aussagefeldern einwirkt und welche Funktion dabei dem Subjekt zukommt.

3.0 Von der Aussage

Im letzten Abschnitt wurde in zwei Schritten erörtert, in welchem Verhältnis Ereignis⁵⁸ und Struktur zum Begriff der Ordnung bei Foucault stehen. Leitend war die Frage danach wie Wissen in sozialen Räumen zirkuliert. Einerseits versucht Foucault einen Ordnungsbegriff zu entfalten, der nicht auf einer Opposition von Ereignis und Struktur aufbaut, sondern auf deren Gleichursprünglichkeit aufbaut, damit Ordnung einen Prozesscharakter zuschreibt. Im Zuge dessen wurden die Identifizierungselemente von diskursiven Formationen diskutiert, welche als der Strukturteil in dieser Theorie der performativen Ordnung gelten können. Foucault versteht und analysiert das Feld des Wissens (das letztlich Diskursives und Nicht-diskursives gleichermaßen umfasst) als Beziehungsfeld. Unter Bezugnahme auf seine früheren empirisch historischen Arbeiten⁵⁹ dekonstruiert Foucault die alteuropäische Auseinandersetzung mit den Begriffen »Gegenstand«, »Aussagemodalitäten«, »Begriffen« und »Strategien«, als eine unzulässig totalisierende. Dagegen wurde gezeigt, dass sich aus Beziehungsbündeln, welche sich innerhalb der durch die Begriffe bezeichneten sozialen Räume eröffnen, die kohärente Erscheinungsform derselben konstituiert. Diese Beziehungen realisieren sich als Praktiken, sie unterliegen also der Wiederholung und Ver-änderung⁶⁰.

Nun folgt eine Bestimmung der Aussagefunktion, welche auf den ersten Blick als die Mikroebene der diskursiven Formation erscheint, durch ihre spezifische Form als Funktion aber eher als der analytische Kern des Theorieentwurfs von Foucault gelten muss, denn als das „Atom des Diskurses“. (Foucault 1981:117) Die Aussage soll im Hinblick auf ihre Funktion und (besondere Form der wiederholbaren) Materialität analysiert werden. Es wird sich zeigen, dass Aussagen sich in diskursiven Praktiken (welche zugleich soziale Praktiken sind) realisieren und daher die Funktionalität der Aussage einen streng textualistischen⁶¹ Rahmen transzendieren muss, um überhaupt als eine praktikable Funktion zur Beschreibung von Wissen, gelten zu können. Im An-

⁵⁸ Der Ereignisbegriff scheint allerdings noch diskussionswürdig, denn wie im Verlauf dieses Kapitels gezeigt wird, stellt die Aussage im strengen Foucaultschen Sinn kein Ereignis dar, sondern sie ist eine analytische Funktion. Ereignis bezieht sich demnach auf ein Feld, das sich zwischen Äußerung, Äußerungssituation und Relational der Aussage aufspannt. Ein diskursives Ereignis charakterisiert sich so als eine Äußerung, eine Sprechhandlung, ein materielles Artefakt, das zugleich individuell und doch auch typisch ist (vgl. Keller 2006:59).

⁵⁹ Die nicht unumstritten sind unter Historikern. Es wird ihnen von Unwissenschaftlichkeit bis zur Revolution der Geschichtswissenschaften die ganze Rezeptionsbandbreite entgegengebracht. Siehe dazu Brieler 1998, insbes. 250ff.

⁶⁰ Dieter Mersch benutzt diesen Ausdruck um Foucaults performativen Diskurs zu bezeichnen. Dies impliziert einerseits Foucaults Gegenstand, als auch Foucaults Bewusstsein, dass seine Tätigkeit des Beschreibens von Diskursen aus diesen heraus geschieht und ebenso auf sie einwirkt. Siehe Mersch 1999.

⁶¹ Nicht nur Texte dürfen streng positivistisch als Praktiken verstanden werden, es muss ebenso von Texten auf soziale Praktiken geschlossen werden dürfen, wie Reiner Keller festhält und dafür auch Foucaults Arbeiten zur Geschichte der Sexualität heranzieht (vgl. Keller 2006:61). In Kapitel 6 dieser Arbeit wird dies für die katholischen Beichtpraktiken exemplarisch versucht.

schluss an die Auseinandersetzung mit der Theorie der Aussage wird die Theorie der Sprechakte von Austin erläutert, - welche entgegen der dünnen und ablehnenden Rezeption von Foucault-geeignet scheint die pragmatische Ebene der Aussagetheorie an entscheidender Stelle zu stützen. Als Dreh- und Angelpunkt auf den sich diskursive Formationen und Aussagen gleichermaßen beziehen, werden die diskursiven Praktiken angesehen. Anders gesagt: Der Diskurs kann als gemeinsamer Referenzraum von diskursiver Formation und Aussage gesehen werden.

„Was als »diskursive Formation« definiert worden ist, skandiert die allgemeine Ebene der gesagten Dinge auf der spezifischen Ebene der Aussagen. Die vier Richtungen, in denen man sie analysiert (Formation der Gegenstände, Formation der subjektiven Positionen, Formation der Begriffe, Formation der strategischen Wahl) korrespondieren mit den vier Gebieten, in denen sich die Aussagefunktion auswirkt.“
(Foucault 1981:169)

Aussage und diskursive Formation stehen dabei in einer Beziehung zueinander, die Foucault nicht deterministisch als System, das die Möglichkeiten seiner Elemente festlegt, sondern als in einem „Gesetz der Koexistenz“ (ebd.:170), einer funktionalen Reziprozität verbunden. Die Definition und Beschreibung von Aussagen soll kritisch nachvollzogen werden, dass die von Foucault vernachlässigten Parallelen zwischen Aussage und Illokution hinsichtlich ihrer Besonderheit als Funktion und in ihrer besonderen Materialität hervortreten. Gleichwohl die vorliegende Analyse sich mit wenigen konkreten Textstellen aus Foucaults Werk begnügen muss, sollen dennoch die Möglichkeiten einer Verknüpfung von Aussagen und performativen Sprechakten erkennbar werden.

3.1 Definition der Aussage

Foucault verwendet zwar den Begriff der ‚Aussage‘, denkt diese aber immer als eine in Beziehung stehende Aussage, also als eine Form, die dadurch bedingt wird, dass –und nur unter diesen Umständen- ihre Existenzfunktion nur ausüben kann, wenn sie in Beziehung tritt (und im Verhältnis steht) zu anderen Aussagen. Diese Figur der ‚Positionalität‘ der Aussage ist zentral für die zweite Annahme: Aussagen besitzen nicht nur das besondere Attribut einer doppelten Existenzfunktion, sondern ebenso das einer doppelten Subjektivierung⁶². Die Annahme folgt dem Gedanken, dass

⁶² Dies ist der entscheidende Unterschied zwischen Aussage nach Foucault und dem gängigen Gebrauch des Begriffs Aussage. Dieser zeigt sich zuallerst darin, dass es in den Sprachwissenschaften den Aussagegehalt eines Satzes gibt, dass etwas über etwas gesagt wird. Foucaults Aussage meint dagegen: Worüber etwas gesagt wird, kann man erst nachvollziehen, wenn man das komplexe Beziehungsfeld, in welchem eine

Aussagen zu Subjekten in zweierlei Beziehung stehen: einerseits in der des Aussagesubjekts und andererseits des Subjekts der Aussage. In der Entfaltung dieser Annahme steckt dann die Beschreibung der Selbstsubjektivierung. Damit ist jene Doppelsemantik von ‚Subjekt‘ gemeint, die einerseits selbst setzend und andererseits selbst unterwerfend verstanden wird. In der Analyse der Beichte wird diesem Thema in der Form nachgegangen, dass das Subjekt eine genuin soziale Form darstellt, Subjektivität so als eine Faltung des Außen zu einem Innen verstanden wird (vgl. Deleuze 1992:161).

Als Erstes werden nun die Existenzfunktion der Aussage und ihre Bedingungen, um selbige sein zu können, näher beschrieben, um daran anschließend die Fragen der Subjektivierung und der Subjektniveaus zu skizzieren.

3.1.1 Logik, Grammatik und Pragmatik

Um die Form der Aussage sowie ihre trügerische Einheit darlegen zu können, ist es sinnvoll, sie gegen jene Einheiten abzugrenzen, in denen die Form der Aussage zwar präsent ist, die aber mit ihrer Einheit nicht identisch ist. Foucault vergleicht dazu die noch unabgegrenzte Aussage mit den drei elementaren Formationen des Sprechens/Wissens: die Logik mit ihrem Gegenstand der Proposition, der Grammatik mit dem Satz und der Pragmatik mit dem Sprechakt. Die Proposition erweist sich als am schnellsten gegenüber der Foucaultschen Aussage abzugrenzen; als ein Beispiel sei ein gängiges Sprichwort herangezogen: Erstens kommt es anders, zweitens als man denkt. Auf den ersten Blick erscheint die Logik dieses Satzes klar zu sein und dem Typ „Wenn A, dann B“ zu folgen. Auf den zweiten Blick erkennt man aber, dass B immer B' ist, auch wenn A nicht A ist. Die Form dieser Proposition ist uneindeutig. Auch kann man nicht sagen, ob dieser Satz wahr oder falsch ist. Insofern ist es ebenso schwer zu entscheiden ob mit diesem Satz, im Sinne einer Deskription etwas festgestellt wird oder nicht⁶³. Allerdings kann diese Formulierung, dieses Gesagte eine oder auch eine andere Aussage sein. Die Begründung lautet hier, dass diese Aussage geäußert worden ist.⁶⁴ Spezifische Bedingungen haben diese Äußerung ermöglicht.

individualisierte Aussage erscheint, mit einrechnet in die Analyse. In der Übertragung auf die Komplexität von Situation und die Schwierigkeit der Bedeutung von ‚Aussagen‘ siehe Austin 1975b:188

⁶³ Diese implizit formulierte Annäherung an Austin soll zeigen, dass bereits an dieser Stelle der Definition von Aussagen die illokutionäre Funktion als eine gewinnbringende Erweiterung der Aussage eingeführt werden könnte. Austins Untersuchung beginnt mit der Problematisierung, was genau Feststellungen von anderen Aussagen (statements) unterscheidet (vgl. Austin 2002:26).

⁶⁴ „Die Kriterien, die die Definition der Identität einer Proposition, die Unterscheidung mehrerer Propositionen in der Einheit einer einzigen Formulierung, die Charakterisierung ihrer Autonomie oder ihrer

Im System der Grammatik und ihrem Repräsentanten dem Satz verläuft die Abgrenzungsbewegung Foucaults dagegen differenzierter und indirekter. Beim eben angeführten Beispiel kann man konstatieren, dass es ein ungebräuchlicher, aber dennoch grammatikalisch korrekter Satz ist. Allerdings können Aussagen auch außerhalb der Satzform ihre Existenzfunktion ausüben. Um eine Aussage zu sein, würde es bspw. genügen ‚Erstens, Zweitens‘ zu äußern. Die damit geäußerte Form einer diskreten, zwingenden Abfolge, kann sogar als ein Element einer sehr mächtigen, persistenten Aussagengruppe gewertet werden.⁶⁵ In allen Beispielen⁶⁶ erscheinen Aussagen in einem sehr starken Sinne, sind aber nur sehr schwer bis gar nicht im grammatikalischen Korsett eines Satzes abzubilden.⁶⁷

Das dritte System mit dem Foucault sein Konzept von der Aussage vergleicht, ist das der Sprechakte. Hier scheint für Foucault die größte Wahrscheinlichkeit gegeben, dass sich eine Identitätsbeziehung zwischen Aussage und Sprechakt herstellen lässt. Allerdings verzichtet Foucault darauf, ohne auf die Möglichkeiten, die sich der vertieften Gegenüberstellung von Sprechakten und Aussagen ergeben könnten, einzugehen. Bei der Begründung führt er interessanterweise einen Begriff ein, welchen er bei der Abgrenzung gegenüber Logik und Grammatik nicht benutzt hat, die „Biunivozität“⁶⁸ (vgl. Foucault 1981: 122). Ein Grund, weshalb für ihn Sprechakte und Aussagen keine

Vollständigkeit gestatten, gelten nicht für die Beschreibung der besonderen Einheit einer Aussage.“ (Foucault 1981:118)

⁶⁵ Mit diesem Beispiel wird auf die formale Logik der Mathematik angespielt. Diese bildet eine eigene abgeschlossene Beschreibungssprache, die nicht in ‚normale‘ Beschreibungssprachen rückgeführt werden kann. Im Beispiel kommt zum Ausdruck, wie diese geschlossene Form von Logik das Aussagefeld zwingt sich ihr anzupassen. Diskursive Formationen kann man nach Foucault nach vier Schwellen des Erscheinens unterscheiden: a) Die Schwelle der Positivität, b) die Schwelle der Epistemologisierung, c) die Schwelle der Wissenschaftlichkeit und d) die Schwelle der Formalisierung. Dabei ist die Mathematik die einzige Formation laut Foucault, die gleichzeitig mit ihrem Erscheinen auch alle anderen Schwellen überwunden hat. Dabei gilt, dass diese Gliederung keine kontinuierliche Abfolge ist, sondern Möglichkeiten der inneren Kohärenz von diskursiven Formationen (vgl. Foucault 1981:265f.).

⁶⁶ Foucault merkt an, dass es neben den korrekten Sätzen auch solche gibt, die zwar nicht korrekt sind, aber dennoch als Sätze akzeptiert werden, man denke nur an die Umgangssprache oder Slang (vgl. Foucault 1981:119). Um Aussagen zu finden, die der sprachlichen Struktur von Sätzen nicht entsprechen, lenkt Foucault den Blick des Lesers auf Einheiten wie mathematische Formeln, Visualisierungen von statistischen Wahrscheinlichkeiten oder, um diese Form der Übertragung noch einen Schritt weiter zu gehen, der Kirchenbau oder der Ort des Richtplatzes.

⁶⁷ Was allerdings sehr gut an speziell diesem Beispiel sichtbar wird, ist die Beziehung von Machtverhältnissen und Aussagen. Denn Aussagen erzeugen sich nicht autopoietisch, vielmehr ermöglichen spezifische Bedingungen ihr Erscheinen. Obwohl an diesem Punkt der Diskussion noch nicht gesagt werden kann, in welchem Verhältnis Aussage, ihr Erscheinen und Machtverhältnisse stehen. Hinweise dazu finden sich freilich reichlich. Deleuze spricht bspw. davon, dass „die Aussage ist die Kurve, die die singulären Punkte vereinigt, das heißt, die die Kräfteverhältnisse verwirklicht und aktualisiert [...]“ (Deleuze 1992:111.) Bei Norbert Ricken findet sich der Begriff der „Epigenese“ (2006:215ff.). Dort als Bestandteil der Problematisierung der menschlichen Genese, ausgehend vom christlichen Pastorat. In Kapitel 6 wird dieses Thema der Selbst-Subjektivierung eingehender diskutiert.

⁶⁸ Für diesen Begriff kann keine eindeutige Definition angegeben werden. Naheliegender erscheint es die Figur der ‚Eineindeutigkeit‘ aus der Mathematik zur Bestimmung heran zu ziehen. Biunivozität kann so übersetzt werden als eine umkehrbar eindeutige Beziehung. In Kapitel 5 und 6 wird dieser Begriff auf seine Funktionalität hin befragt. An dieser Stelle steht er als ein Platzhalter, der analytisch eine Beziehung zwischen unterschiedlichen Funktionen bezeichnet, die isomorph wäre, wenn sie verifiziert werden kann.

biunivoke Beziehung darstellen, könnte darin liegen, dass Foucault eine sehr schmale Definition von Sprechakten verwendet: „Man beschreibt die Operation, die durch die Formulierung selbst bewirkt worden ist, in ihrem Auftauchen: Versprechen, Befehl, Dekret, ...“ (Ebd.:121) Mit dieser Ansicht reduziert Foucault die Illokution auf den Äußerungsakt. Damit unterschlägt er die Handlungsfunktion von Illokutionen⁶⁹. Weiters argumentiert er -in einer Form von Umkehrschluss-Aussagen würden nach Individualisierungskriterien verlangen und wären demgemäß nicht in der Lage, einen Sprechakt zu definieren. Auch hier schreibt Foucault wörtlich „Formulierungsakt“ (ebd.), gesteht der Illokution wieder nur eine Bedeutung auf der Ebene der Formulierung zu. Das letzte Argument, dass er noch an-, aber nicht ausführt, besagt, dass „bestimmte illokutionäre Akte nicht als in ihrer besonderen Einheit abgeschlossen betrachtet werden können, wenn nicht mehrere Aussagen artikuliert worden sind und jede den ihr zukommenden Platz erhalten hat.“ (Ebd.:122) Dies ist ein entscheidender Punkt, denn implizit widerspricht er damit seiner eben getroffenen Aussage, dass die Sprechakte die Individualisierungskriterien für Aussagen zur Verfügung stellen. Mit diesem Argument liefert Foucault der Diskussion um die Opposition Ereignis und Struktur Munition, da die Aussagen nun nicht als eine performative Funktion, sondern als Systemelement⁷⁰ erscheinen. Denn jenseits des Umstandes, dass Aussagen aufgrund ihrer spezifischen Materialität ihre Existenzfunktion ohne einen äquivalenten Sprechakt ausüben können,⁷¹ scheint doch die Möglichkeit wahrscheinlich, dass Aussage und Sprechakt über die *Performanz des Aussagens* etwas wie einen *Moment des Ineins fallens* erleben können. Oder anders ausgedrückt: Erst in der Koppelung der Begriffe Aussage und Illokution, entfalten beide ihre Wissenskonstitutive und aufrechterhaltende Kraft. Was die Existenzfunktion beider Elemente beeinflussen würde.⁷² Ein wichtiges Feld wissenssoziologischer Analyse deutet sich durch diese Zweifel an, denn diese verschärfen sich noch wenn man das Augenmerk auf die Beziehung von Sprech-Handeln und Aussagen im Feld der Praxis legt; verändern sich Aussagen durch verschiedene Sprechakte in verschiedenen Situationen? Oder wie passen sich Sprechakte unterschiedlichen

⁶⁹ Diese Handlungsfunktion arbeitet Austin aus der Unterscheidung von performativen und konstativen Sprechakten heraus (vgl. Austin 2002:80ff).

⁷⁰ In dieser Hinsicht argumentiert bspw. Manfred Frank, für den mit der Bezeichnung der Funktion klar ist, dass Foucault diese als Elemente eines Systems, also in der Perspektive dieser Arbeit als Teile einer festen Ordnung und nicht als eine prozesshafte, ohne Primat beschreibt. „Man kann von Funktionen nur sprechen im Hinblick auf einen – ich drücke mich tastend aus- system-ähnlichen Rahmen, der ihre Bewegungen definiert.“ (Frank 1983:231)

⁷¹ Dies ist für jene Fälle von Aussagen gegeben, die nicht in sprachlicher Form erscheinen, wie Landkarten, Verlaufskurven, etc. (vgl. Foucault 1981:120). Dem kann man allerdings Austins Überlegung entgegenhalten, dass Illokutionen den sprachlichen Rahmen transzendieren, diese Illokutionen haben durch ihr Erscheinen eine ‚gewöhnliche‘ Wirkung. Zum Beispiel die Uniformen der Polizei: Einerseits erscheinen damit Aussagen und in ihnen die Beziehung zu den ‚primären Beziehungen‘ der Institutionen, andererseits besitzen Uniformen eine ‚illokutionäre Kraft‘, der sich ein Individuum schwer entziehen kann. Allerdings wird es schwer sein im Einzelfall eine eindeutige funktionale Zuordnung zu treffen. Zum Verhältnis Illokution und Aussage siehe Kapitel 5.

⁷² Zum Verständnis des Begriffs ‚illokutionär‘ und der angedeuteten Auseinandersetzung siehe Austin 2002:117f.

Aussagen bzw. Aussagenbündelungen an?⁷³ Was in der Rekapitulation der drei Abgrenzungseinheiten deutlich werden sollte, ist, dass Aussagen in allen drei Systemen erscheinen, aber durch keines der drei Systeme restlos individuiert werden können⁷⁴. Sie sind, wenn man so will, *charakterlos*, was anscheinend eine Bedingung für die Existenzfunktion darstellt.

„Dass eine Aussage eine Existenzfunktion ist, die Zeichen oder Zeichenfolgen dann zukommt, wenn diese nicht bloß Zeichenfolgen, sondern etwas wirklich gesagtes sind – diese Bestimmung klingt abstrakt, ohne abstrakt zu sein.“ (Gehring 2004: 57) Petra Gehring weist damit Aussagen einen Platz in der Praxis zu, wobei dieser Platz nicht durch Regelsysteme determiniert werden kann. Reiner Keller rezipiert Foucaults Aussagen als „eine Ebene des Typischen oder Typisierbaren, ...“ (Keller 2005:53) Daraus kann jedoch noch keine Typologie der Aussage geschlossen werden. Wäre dies der Fall, hätte die Analyse schon in den drei Abgrenzungen ihr Ende finden müssen, andernfalls würden Aussagen ein Metasystem von Sprache, Langue in diesem Sinne darstellen und damit der Beziehungshaftigkeit von Wissen, die im Kapitel zur diskursiven Formation diskutiert wurde, widersprechen. Um dennoch die Aussage und ihre Spezifität noch weiter eingrenzen zu können, werden im Anschluss vier Bedingungen skizziert, die für die Realisierung von Aussagen nötig sind. Diese Bedingungen kennzeichnen einerseits die Existenzbedingungen der Aussage und andererseits aber auch ihre besondere Funktion. In den folgenden Abschnitten werden diese vier Bedingungen diskutiert, um anschließend eine valide Definition der Aussagefunktion und ihrer Beziehung zur diskursiven Formation zu versuchen.

3.1.2 Korrelation und Referential

Die erste von Foucault diskutierte Bedingung setzt sich mit einer scheinbaren Selbstverständlichkeit auseinander: dem Aussagesagten. Oder prägnanter: „Eine Folge von Zeichen wird zur Aussage unter der Bedingung, dass sie zu »etwas anderem« (was ihr seltsamerweise ähnlich und quasi identisch, wie in dem gewählten Beispiel sein kann) eine spezifische Beziehung hat, die sie selbst betrifft, und nicht ihre Ursache, nicht ihre Elemente.“ (Foucault 1981: 129) Man könnte daraus schließen, dass es sich hier um eine Beschreibung von Sinn handelt, dem Sinn von Sätzen.

⁷³ Siehe Kapitel 5 und 6.

⁷⁴ Allerdings wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass sich bei genauerer Diskussion von Aussage und performativen Sprechakten Austinscher Prägung eine Binunivozität zwischen diesen beiden Funktionen herstellen lässt. Für den Augenblick soll diese Aussage so stehenbleiben, um die Spezifität von Aussagen herauszustreichen. Dennoch wird es nötig sein, den Stellenwert des Individualbegriffs bei Foucault zu problematisieren. Hier wird angenommen, dass Foucault mit einer individualisierten Aussage das Spezielle eines Allgemeinen bezeichnet, welches damit auch je ein anderes sein könnte. Aussagen können dagegen nicht in den sprachanalytischen Systemen aufgehen, da Aussagen als Funktionen die Ebene des Sprechens transzendieren.

Allerdings lehnt Foucault genau diese Beziehungsform, wie auch die einer Proposition zu ihrem Referenten und der von Signifikat und Signifikant, für die Aussage ab.⁷⁵ Ähnlich der Argumentationsweise der drei Abgrenzungen elementarer Formen des Wissens legt Foucault dar, dass das Ausgesagte kein Korrelat der Aussage in dem Sinn ist, dass es eine eindeutige Beziehung repräsentiert, sondern das Ausgesagte über die Aussage „ein Gebiet von Objekten“ darstellt, welches wiederum das Gebiet ist, auf dem die Aussage formuliert wird und auch jenes Gebiet bezeichnet, „dass durch die Aussage selbst angegeben und konstituiert wird.“ (Foucault 1981: 133) Foucault bezeichnet das Ausgesagte daraufhin auch nicht mehr als Korrelat der Aussage, sondern als ihr Referential. Petra Gehring fasst diese Figur unter dem Begriff Gegenstand zusammen, dessen Spezifität darin besteht über keinen Wahrheitswert zu verfügen, aber über einen Wirklichkeitswert (vgl. Gehring 2004: 57). Der Umschlag in den Wirklichkeitswert scheint eingängig und bricht Foucaults abstrakte Figur auf ‚sinnlich‘ Nachvollziehbares herunter und er verweist auf die Diskussion, die weiter oben über die Frage nach dem Gegenstand diskursiver Formationen geführt wurde. Auch erkennt man hierin die Figur der Gleichursprünglichkeit von Ereignis und Struktur wieder, wobei in der Beschreibung undeutlich wird, was Aussage als Funktion und Äußerung als Performanz der Aussage darstellt. In der empirischen Analyse von diskursiver Praxis, bzw. diskursiver Praktiken wird es schwer Aussage und Ausgesagtes zu unterscheiden, es sei denn mittels einer beherzten Interpretation⁷⁶. Foucault stellt damit die Beziehung von Signifikat und Signifikant infrage. Ohne einen eindeutigen Orientierungspunkt zu geben, beschreibt er das Ausgesagte als feldförmig. Der Begriff des Referentials bezeichnet einen Raum von unterschiedlichen Zeichenbedeutungen. In diesem Begriff subsummieren sich alle Verweisungsmöglichkeiten der Aussage. Dabei wird eine dauerhafte Bestimmung eines korrelativen Verhältnisses von Aussage und Ausgesagtem fast unmöglich⁷⁷. Diese Problematik der Unterscheidung gilt es zu beachten, wenn im Folgenden das Subjekt der Aussage bestimmt werden soll.

⁷⁵ Auch hier sind Zweifel angebracht, ob die Argumentation Foucaults an dieser Stelle völlig konsistent ist. Im Fall der Beziehung von Signifikat und Signifikant verweist Foucault darauf, dass für die Beständigkeit dieser Beziehung die Wiederholung notwendig ist, was er am Beispiel des Namens illustriert. Aussagen dagegen könnten auch mit denselben Zeichen, in derselben Kombination etwas völlig unterschiedliches aussagen. Foucault hat völlig recht, dass zu einer stabilen Zeichenverwendung die wiederholte Aktualisierung einer spezifischen Beziehung von Signifikat und Signifikant notwendig ist, ebenso kann aber diese scheinbar stabile Beziehung in der Verwendung wechseln und im jeweiligen Sprechakt immer unterschiedlich sein.

⁷⁶ Dreyfuß/Rabinow bezeichnen Foucaults Vorgehen in dieser Hinsicht auch als interpretative Analytik (vgl. Dreyfuß/Rabinow 1987:295).

⁷⁷ In der Rekonstruktion dieser Figur wird man an die Zeichendefinition von Derrida erinnert, an den iterativen Gebrauch von schriftlichen Aussagen. Allerdings scheint es Foucault in diesem Aufbrechen von Signifikat und Signifikant nicht darum zu gehen, die unendliche Iterierbarkeit von Zeichenfolgen zu postulieren, was auch der spezifischen Materialität von Aussagen widersprechen würde, es scheint sich hier um eine spezifische Problematisierung zu handeln. Austin expliziert an anderer Stelle die divergierende Semantik vom ‚Gebrauch der Sprache‘ (vgl. Austin 2002:118ff.). Kurz gesagt unterscheidet sich der konventionale Gebrauch der Sprache, welcher sich in einem illokutionären Akt ausdrückt, davon dass man Gebrauch *von* der Sprache macht, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Zweiteres trifft bspw. auf den Schauspieler zu. Im Extremfall kann es so sein, dass das Referential einer Aussage, die in einer Aussage er

3.1.3 *Subjekt der Aussage*

Wie lässt sich das Subjekt der Aussage bestimmen und wogegen setzt es sich ab? Diese Fragen stellen sich unmittelbar, wenn man Foucaults Unterscheidung von Korrelat und Referential der Aussage nachvollzieht. Implizit geht es dabei um zwei Subjekte um das ‚Aussagesubjekt‘ und um das ‚Subjekt der Aussage‘. Auch die Bestimmung beider kann nicht aufgrund der singulären Formulierung geleistet werden. Das *Subjekt der Aussage* ergibt sich aus der Zusammenschau von Referential und assoziativem Feld und auch der Materialität der Aussage. Das *Aussagesubjekt* hingegen ist a priori unbestimmt, bzw. die Aussage eröffnet einen Raum, der eine Position für ein Subjekt festlegt. Schon allein daraus kann man schließen, dass Subjekte nicht die Urheber oder die Autoren⁷⁸ von Aussagen sind. (Man muss sich stets vor Augen halten, dass Aussage im Foucaultschen Sinn unterschieden werden muss von einer Aussage im linguistischen oder auch juristischen Sinne. Foucaultsche Aussagen sind keine Sätze und sie stellen auch nicht die Bedeutung von Sätzen dar.) Im Verständnis, dass das Korrelat der Aussage ein Gebiet von Objekten darstellt, das Aussage und Ausgesagtes zueinander in Beziehung setzt, kann das Subjekt der Aussage ebenfalls nur in diesem Korrelationsraum identifiziert werden. Und zwar in der Form, dass das Geflecht des Aussagefelds die Aussagenden dazu zwingt, sich zu subjektivieren. Aussagen bieten so eine Ortungsmöglichkeit für Subjekte und die Formen von Subjektivierung.⁷⁹ „Das Subjekt der Aussage ist ein determinierter leerer Platz, der in Wirklichkeit von verschiedenen Individuen ausgefüllt werden kann“ (Paskoski 2003:54), konstatiert Paskoski. (Vgl. Foucault 1981:139) Das bedeutet, dass es für Analysen von Subjektivierungsformen nicht interessant ist, wer etwas gesagt (oder getan) hat, in dem Sinne, dass man sich fragt, in welcher Absicht dieses Individuum diese oder jene Formulierung benutzt oder Äußerung getätigt hat. Vielmehr kann gefragt werden, unter welchen Bedingungen es möglich wurde, dass a) diese Aussage sich manifestiert hat und b) in welcher Weise sich ein Individuum subjektivieren muss, um diese Aussage als solche zurückzulassen.⁸⁰ Dieses Spezifikum der Subjektposition negiert nicht die Existenz

scheint, die Beziehung zwischen Signifikat und Signifikant zum Zusammenbrechen bringt. Man stelle sich vor, dass ein Schauspieler auf die Bühne stürmt und lauthals: „Es brennt,“ ins Publikum schreit.

⁷⁸ Siehe zu diesem Begriff die Einleitung dieser Arbeit ‚Zwischen der Autorfunktion und der kritischen Ontologie unserer Gegenwart

⁷⁹ „Es (das Subjekt Anm. Staples) ist keine Substanz. Es ist eine Form, und diese Form ist weder vor allem noch durchgängig mit sich selbst identisch.“ (Foucault 2005:286)

⁸⁰ Als ein Beispiel für die Dissoziation von Aussage und Subjekt führt Foucault den Schauspieler und den von ihm gesprochenen Text an. Er geht auf dieses Verhältnis zwar nicht näher ein, da es für ihn in der allgemeinen Bestimmung der Aussagefunktion einen Grenzfall darstellt, allerdings scheint es, dass sich am repräsentierenden Spieler mehrere hier angesprochene Probleme von Sprechen, Handeln, Subjektivierung und performativem Akt fast unter Laborbedingungen betrachten und analysieren lassen.

des denkenden und schreibenden Individuums, wie es Foucault des Öfteren nachgesagt wird, setzt aber die Äußerungen von Individuen in ein Verhältnis zu dem, was innerhalb von Diskursen überhaupt gesagt werden kann. Das vernünftige Subjekt wird dezentriert. In gewisser Weise kehrt Foucault die Frage nach der Urheberschaft um; es wird nicht mehr gefragt, von wem eine Aussage stammt, in dem Sinne das Subjekt als äußernder Punkt und die Aussage als eine kausale Folge davon verstanden wird, sondern es wird gefragt, wie ‚man‘ sich zu spezifischen Aussagen in Beziehung setzen kann. Dies ist eine Besonderheit der Aussage, dass sie nicht an ein bestimmtes Subjekt gebunden ist sondern potenziell verschiedene sie tätigen können (vgl. Brede 1985:72f.). Auch hier entdeckt man wieder Foucaults Gedanken von der Beziehungsförmigkeit der Wissens-elemente, wie sie schon im Kapitel zur Beschreibung der diskursiven Formation skizziert wurden. Im nächsten Abschnitt wird dies nun evident, wenn Foucault einen Koexistenzraum als eine Existenzbedingung von Aussagen definiert.

3.1.4 Assoziatives Feld

Die dritte Dimension der Aussagefunktion belegt Foucault mit dem Begriff ‚assoziatives Feld‘. Eine Aussage kann nur dann Aussage sein, wenn sie Teil eines Aussagefeldes ist. Dieses Feld übersteigt dabei in seiner Funktion den Begriff des Kontexts. Foucault versteht den Kontext als „die Gesamtheit der Situations- und Sprachelemente, die eine Formulierung motivieren und ihren Sinn determinieren.“ (Foucault 1981:142) Das assoziierte Feld jeder Aussage dagegen ist erstens durch Folgen von Formulierungen definiert, deren Element sie ist, zweitens durch Mengen von Formulierungen auf die die Aussage sich bezieht, drittens durch die Menge von Aussagen, deren Möglichkeit eine Aussage setzt, viertens schließlich wird das Aussagefeld durch solche Formulierungen festgelegt, die denselben Status der Aussage teilen. Foucault führt hier als Beispiel an, dass es einen Unterschied macht, ob eine Aussage im Feld der Literatur erscheint oder in einem sakralisierten Diskurs.⁸¹ Zusammenfassend lässt sich die Differenz zwischen Kontext und Aussagefeld vielleicht so fassen, dass beide zwar situativ große Veränderungsmacht besitzen, aber der Kontext immer schon ein Begriffssystem voraussetzt, in dem er etwas bewirkt, während Aus-

Allerdings fehlt in diesem Kontext noch eine entsprechende Methodologie um ästhetische Prozesse konsistent auf Alltägliches, die ‚profane Wirklichkeit‘ zu übertragen.

⁸¹ Siehe dazu Foucault 1981:144. Dieser Status beschreibt das spezifische Aussagefeld, als dessen spezifisches Element ‚eine‘ Aussage erscheint. Status wirkt an dieser Stelle ambivalent, denn er schreibt einer Aussage eine Qualität zu, die wiederum das jeweilige Aussagefeld mitbestimmt. Vielleicht kann man davon ausgehen, dass dieser Status ein Indiz ist für die Reichweite eines Aussagefeldes und wie stark es gegenüber anderen abgeschlossen ist. Es könnte sich als lohnend herausstellen, die Zuschreibung Foucaults gegenüber Aussagen zu den praxeologischen Überlegungen Pierre Bourdieus in Beziehung zu setzen, insbesondere Habitus und Subjektposition und den Status, bzw. das Statut von Aussagen und die Kapitalsorten nach Bourdieu. Michel de Certeau hat dies in Ansätzen bereits vorgenommen. Siehe Bourdieu 1976 und de Certeau 1988.

sage und Aussagefeld in einem ein System konstituierenden Verhältnis stehen. Daher nennt Foucault das Aussagefeld auch ein „Gebiet der Koexistenz“. (Ebd.:145) Insofern erscheint es eindeutig, dass man nicht von einer Aussage als den kleinsten Einheiten von Diskursen sprechen kann, als welche Manfred Frank einzelne Sätze identifiziert (vgl. Frank 1989:412). Somit fungiert ‚eine‘ Aussage als eine Organisationsweise ihrer selbst und aller anderen Aussagen in einem assoziierten Gebiet (vgl. Brede 1985:75). Das letzte Element der Existenzfunktion von Aussagen ist das ihrer Materialität, welche anschließend diskutiert wird.

3.1.5 Materialität der Aussage

Die vierte Bedingung der Identifizierung einer Aussage ist die, dass sie Materialität besitzen muss. Foucault meint damit die Dinghaftigkeit von Schrift in Büchern, Inschriften auf Monumenten, Stimmaufzeichnungen und eine raumzeitliche Verortung von Aussagen. Diese scheinbare Evidenz birgt aber auch Probleme, die zum Teil auch schon in den vorherigen Bedingungen angeklungen sind⁸². Mit der Materialität der Aussage muss Foucault zwischen Aussage und Äußerung differenzieren, denn er fragt zurecht, ob denn die stete Wiederholung eines Satzes von zwei Personen, das Memorieren eines Textes oder unterschiedliche Auflagen eines Buches durch ihre jeweilige differierende Materialität auch unterschiedliche Individualisierungen von Aussagen darstellen. Foucault folgend gilt die Suche einer „Regelung für wiederholbare Materialität“ (Foucault 1981: 149), die es gleichzeitig möglich macht, dass mehrere, distinkte Äußerungen dieselbe Aussage sind und dass mehrere Aussagen feststellbar sind, obwohl identische Formen, Strukturen vorliegen. Foucault kann dieses Problem nicht lösen, denn es „trägt in sich ein philosophisches Paradox: Die Aussage muss bleiben können, das heißt: Sie muss als *die eine selbe* trotzdem *wiederholbar* sein.“ (Gehring 2004:58, Hervh. im Orig. Staples) Dieses Paradox, der sich wiederholenden Singularität, bezeichnet Foucault als die spezifische Eigenheit der Aussage, genauso wie die Eigenheit der Äußerung darin liegt, erneut begonnen oder erneut evoziert werden zu können, sodass erneut eine sprachliche oder logische Form aktualisiert werden kann (vgl. Foucault 1981:153). Brede formuliert es etwas eingängiger, wenn er sagt: „In der Wiederholbarkeit ihrer Funktion (der Aussage, Anm. Staples) als discoursivem Objekt besteht wesentlich die Aussageidentität.“ (Brede 1985:78) Neben der Definition von Aussagen als Existenzfunktionen im Allgemeinen, stellt jene Paradoxie der Materialität das zweite wichtige Element in der Aussagetheorie dar. Wie später

⁸² Siehe hier Frank 1983:231f. Für Frank liegt in der Differenzierung *énoncé/énonciation* der strukturelle Sündenfall Foucaults, woraus für Frank folgt, dass Foucault Aussagen als Schemata einer Ordnung kodiert. Der Ansicht Franks wird hier widersprochen, denn in seinen Schlüssen führt er die Begriffe Foucaults Aussage, Funktion und Ordnung einseitig zurück auf ihre strukturelle Vergangenheit, ohne bspw. den Funktionsbegriff auch nur annähernd zu erfassen (vgl. ebd.: 227f.).

gezeigt wird, unterscheidet sich die wiederholbare Materialität von der Iterabilität von Zeichen.⁸³ Viel wahrscheinlicher scheint es, dass die Illokution ebenfalls mit dem Paradox der wiederholbaren Materialität ausgestattet ist, um ihre Funktionalität entfalten zu können. Um diesen Verdacht im weiteren Verlauf dieser Arbeit gegebenenfalls erhärten zu können, soll unter Bezugnahme auf die Position Georg Kneers die ‚wiederholbare Materialität‘ etwas genauer diskutiert werden.

Für Kneer von entscheidender Bedeutung in seiner Kritik ist Foucaults Unterscheidung von Aussage und Äußerung. Einerseits ist klar, dass Foucault diese Unterscheidung treffen muss, will er die Form von Aussagen hinreichend definieren, ihrer Materialität ist dabei der entscheidende Punkt. Dabei stellt Foucault zuerst fest, dass der Äußerungsakt singular ist. Jede Äußerung kann in Raum und Zeit nur einmal getätigt werden. Jede folgende Äußerung -und hätte sie genau die gleiche Form- wäre eine andere. Damit steht Foucault vor dem schwerwiegenden Problem, wie oben bereits angeführt, dass die Materialität von Aussagen, ihre Faktizität in der Äußerung einmalig und unwiederholbar ist und andererseits die Aussage einer Aussage, ihre diskursive Gültigkeit, Bestand haben soll. Kneer ist der Ansicht, in den Antworten, die Foucault auf diese Frage anbietet, eine entscheidende Inkonsistenz seiner ganzen Diskurskonzeption entdeckt zu haben. "Er (Foucault, Anm. Staples) behauptet, daß die Identität der Aussage durch strukturelle Zusammenhänge konstituiert wird." (Kneer 1999:65) Wenn dem so ist, dann hätte diese Beobachtung für die Theorie der Aussage und für die Konzeption der Gleichursprünglichkeit von Ereignis (Aussage - Äußerung) und Struktur (Diskurs, diskursive Formation) schwerwiegende Folgen. Diskursive Strukturen könnten dann nicht mehr unter dem Aspekt einer deskriptiven Regelmäßigkeit beschrieben werden, sondern ihr Ordnungscharakter würde sich verschieben auf den von "beherrschenden Wirkkräften". (Ebd.) Dies hätte dann zur Folge, dass Foucault seiner eigenen Kritik an den Doppelproblemen⁸⁴ nicht entkommen kann und letztendlich den Diskursstrukturen die Funktion des Fundamentalen überlässt, welche den diskursiven Ereignissen dann Identität verleihen, bzw. diese individuieren. Damit konstatiert Kneer, dass Foucault zwei diskursive

⁸³ Iterabilität entfaltet Jacques Derrida als eine immanente Zeicheneigenschaft und schreibt damit Austins Sprechakttheorie eine implizit teleologischen Struktur zu. Siehe Derrida 2001 und Kapitel 5 dieser Arbeit.

⁸⁴ Auch Dreyfuß/Rabinow kommen zu diesem Schluss: „Ernsthafte Diskurspraktiken, so haben wir gesehen, werden als die Bedingung ihres eigenen Auftretens dargestellt. Bündel von Diskurspraktiken, so hat sich herausgestellt, weisen gewisse Regelmäßigkeiten auf. Natürlich werden die Regeln, die jene Regelmäßigkeiten beschreiben, nicht als Möglichkeitsbedingungen dieser Ensembles dargestellt, da diese Regeln nicht den gesamten Raum, in dem alle möglichen ernsthaften Sprechakte auftreten können, definieren. Deshalb werden sie von den transzendentalen Regeln Kants und den kritischen Philosophen deutlich unterschieden. Dennoch werden sie als Bedingungen des Auftretens von Aussagen dargestellt, so daß der Archäologe, ist er erst im Besitz der eine Diskursformation beschreibenden Regeln, sehen kann, daß die Typen von Sprechakten, die wirklich geäußert und ernst genommen wurden, die einzigen waren, die zu jener Zeit unterhalten werden konnten. Die Transformationsregeln sind folglich transzendental genau in dem existenzialisierten Sinne wie Heideggers Existenziale und Merleau-Pontys Körperschema, nämlich als Wirklichkeitsbedingungen.“ (Dreyfuß/Rabinow 1987:119)

Strukturbegriffe benutzt, die sich wechselseitig ausschließen. Die Regelmäßigkeiten des Erscheinens und Auftretens von Aussagen, die immer erst über ihre Historizität beschreibbar werden als der eine Ausschlag des Pendels; der andere schwingt in die Richtung eines formierenden Grundes, auf dessen Fundament Aussagen erst konstituiert werden können (vgl. ebd.:65f.). Für Kneer liegen die Probleme damit offen zutage. Damit sieht er die Kritik, die bereits Dreyfuß/Rabinow angeführt haben mehr als bestätigt und sie ist ihm überdies Indiz für andere Probleme, die Foucaults Leitbegriffe, wie auch Macht und Subjekt, aufweisen (vgl. ebd.:66).

Ein Kronzeuge für Kneers Kritik kann unter anderem an der Stelle gelesen werden, in welcher Foucault die Materialität der Aussage zusammenfasst: „Das System der Materialität, dem die Aussagen notwendig gehorchen, gehört also mehr der Institution zu als der räumlich-zeitlichen Lokalisierung; es definiert *Möglichkeiten der Re-Inskription und der Transformation* (aber auch Schwellen und Grenzen) mehr als begrenzte und vergängliche Individualitäten.“ (Foucault 1981: 150) Für Kneer bedeutet das, dass Foucault damit eine Doppelantwort geben würde, wonach "institutionelle und strukturelle Entitäten gleichermaßen die Aussage als Diskursereignis konstituieren“. (Kneer 1999:65) Hier muss problematisierend eingewandt werden, dass Foucault Aussagen nicht als Ereignisse von Diskursen denkt, keine Momentaufnahmen von diskursiven Praktiken damit beschreibt, sondern eine Funktion. Ereignisse sind gebunden an raum-zeitliche Koordinaten. Aussagen sind nicht die Ereignisse selbst, sondern sie fungieren als Beziehungsträger, die Räume eröffnen, innerhalb derer Ereignisse als solche überhaupt erst sichtbar werden können.⁸⁵ "Welche Materialität ist also der Aussage eigen und autorisiert gewisse besondere Typen der Wiederholung?" (Foucault 1981:148) Foucaults Problem zielt dabei weniger auf eine mediale Frage, also in welchem 'stofflichen' Gewand eine Aussage als dieselbe auftreten kann⁸⁶. Foucault hat vielmehr im Blick, dass die Aussage von Aussagen nur Bestand haben kann, wenn ihr ein *Statut* als Sache oder als Objekt zugeschrieben wird. Dieses Statut ist nach Foucault "nie definitiv, sondern modifizierbar, relativ und kann immer infrage gestellt werden." (Ebd.:149) Diese Eigenschaft als Statut bindet sich an die Verwendung in Institutionen, bzw. als ein Element der Institutionalisierung. Die Metapher vom Statut, einem Gesetz, löst die Aussage von der stofflichen Materialität und legt den Schluss nahe, dass eine Aussage erst dann eine solche ist, wenn ihr Wirklichkeitswert eine Regelmäßigkeit besitzt. Das würde spezifischen Aussagen einen Zug ins Allgemeine verleihen und im Augenblick der Konzeption der Gleichursprünglichkeit stützen.

⁸⁵ Reiner Keller formuliert in ähnlicher Hinsicht, dass sich die Materialität von Diskursen in Praktiken, Akteuren und Dispositiven auswirkt (vgl. Keller 2006:62).

⁸⁶ Die Aussage $E=mc^2$ erscheint zuerst in einer wissenschaftlichen Schrift, dann in mündlicher Rede vor dem us-amerikanischen Kongress und schließlich kann man sie als ein 'statement' auf T-Shirts lesen, als Teil des populären Diskurses. Die Aussage bleibt stets dieselbe, außer sie hat möglicherweise im letzten Fall eine Schwelle überschritten und hat als Aussage nicht mehr die spezielle Relativitätstheorie, sondern mehr einen Ausdruck der Konsumgesellschaft.

Die schwerwiegendere Aussage von Georg Kneer besagt aber, dass die Identität von Aussagen, durch strukturelle Zwänge oder Foucaults gewendet, durch die Dimensionen einer diskursiven Formation konstituiert werden. Auf einen ersten Blick muss man Kneer beipflichten und kann folgende Aussage Foucaults als eine klammheimliche Verabschiedung der Gleichursprünglichkeit von Aussage und Diskurs lesen: "Die Identität einer Aussage wird einer zweiten Menge von Bedingungen und Grenzen unterworfen: denjenigen, die ihr durch die Gesamtheit der anderen Aussagen auferlegt sind, unter denen sie auftaucht, durch das Gebiet, in dem man sie benutzen oder anwenden kann, durch die Rolle, die sie zu spielen hat." (Foucault 1981:150) Dieses Zitat kann man aber auch so lesen, dass es nicht darum geht, unter welchen Bedingungen sich Aussagen als solche konstituieren, sondern ob und wie Aussagen sie selbst bleiben. Die Identität einer Aussage ist also nicht gleichzusetzen mit ihrer Individualität. Foucaults Ausführungen sind auf diesen Seiten ambivalent, denn er weist ebenso daraufhin, dass Anwendungsschemata und Gebrauchsregeln, mögliche Konstellationen, die strategischen Virtualitäten insgesamt, ein Feld der Stabilisierung für Aussagen bilden, welches es ihnen ermöglicht, trotz aller Äußerungsunterschiede ihre Identität zu wiederholen (vgl. ebd.: 151). Was bei dieser Formulierung vermutlich zur Annahme verleitet, dass Aussagen über determinierende Strukturen hervorgebracht würden, ist Foucaults implizite Ineinssetzung der verschiedenen Beziehungen, die diskursive Formationen bedingen. In diesem Fall sollten die Effekte der primären Beziehungen herausgerechnet werden, also Effekte, die sich aus nicht-diskursiven Praktiken ergeben. Kneer scheint in der Hinsicht ein Fehler zu unterlaufen, insofern er Aussage und Diskurs gegensätzlich denkt. Gerade das will Foucault vermeiden, denn Diskurse können nur so genannt werden, da sie aus sich gegenseitig bedingenden und ermöglichenden Aussagen bestehen, wie weiter oben mit den anderen Existenzbedingungen gezeigt wurde. Was Foucault nichtsdestotrotz Mühe bereitet ist die Identität einer Aussage, in ständig wechselnden korrelativen Räumen zu gewährleisten, nachdem sich eine Aussage einmal individuiert hat. *Der Schlüssel hierzu scheint darin zu liegen, dass Aussagen für Foucault empirisch und theoretisch zugleich sind.* Aus diesem Gegensatz speist sich auch die seltsam anmutende Figur der wiederholbaren Materialität. Rüdiger Brede schreibt zu dem Identitätsproblem von Aussagen: "Eine Aussage ist weder ein besonderes Ereignis einer bestimmten raumzeitlichen Situation noch eine ideale, autonome Form, welche unter beliebigen Bedingungen aktualisiert und materialisiert werden kann." (Brede 1985:79) Nachdem nun die Bedingungen diskutiert wurden, welche aus der Aussage eine Existenzfunktion machen und auch bereits auf einige Probleme in der Konstruktion dieser Funktion hingewiesen wurde, soll sie nun im Verständnis dieser Arbeit rekonstruiert werden.

3.1.6 Die rekonstruierte Form der Aussage

An dieser Stelle soll zusammengefasst werden, wodurch Aussagen charakterisiert werden können: Sie durchziehen die Systeme der Logik, Grammatik und Pragmatik ohne mit deren Protagonisten Proposition, Satz oder Sprechakt identisch zu sein. Ihre Besonderheit liegt darin, dass sie eine Funktion ist, indem sie eine Funktion hat. Mit diesem rhetorischen Paradox ist der besondere Status von Aussagen gekennzeichnet, der sich eben nicht mit einem Satz bezeichnen lässt. Dimce Paskoski schreibt dazu: „Die Aussage existiert weder auf der Ebene der Sprache, noch auf der Ebene der gegenständlichen Realität: Sie ist auf einer anderen Ebene anzutreffen: auf der Ebene des diskursiven Geschehens, die die Ebenen der Sprache und der Realität vertikal durchkreuzt.“ (Paskoski 2003:48)

Um dieser Existenzfunktionalität von Zeichen nachkommen zu können, muss die Aussage mit einem Korrelationsraum verbunden sein, dem sie einerseits angehört, den sie aber gleichzeitig konstituiert; sie subjektiviert Positionen, durch den Korrelationsraum und durch die Existenz eines assoziierten Feldes, das die Aussage nie alleine auftreten lässt und schließlich durch eine Materialität, die ihr singuläre Wiederholbarkeit gestattet. Wie man leicht erkennen kann, perspektiviert Foucault mit diesen vier Funktionstypen der Aussage die Beschreibung der vier Dimensionen der diskursiven Formation. Eine schlichte Parallelisierung greift zwar eindeutig zu kurz, allerdings kann der Korrelationsraum der Aussagen als konstituierend und abhängig gegenüber jenen Beziehungsräumen gesehen werden, welche schließlich das Erscheinen von Gegenständen erlauben. Die Aussagemodalitäten können ohne die positionierende Kraft von Aussagen nicht gedacht werden⁸⁷. Das Verhältnis von assoziiertem Feld und Begriffen ist nicht so oberflächlich herzustellen, es kann aber gesagt werden, dass Foucault hier ein spezifisches Beziehungsfeld zwischen Aussage und diskursiver Formation beschreibt, das wiederum auf die Prozesshaftigkeit der gesamten Überlegung hinweist. Manfred Frank übersetzt den Begriff assoziiertes Feld mit ‚reellem oder verbalen Kontext,[...] der nicht zusammenfällt mit den Kontextregeln der Syntagmatik oder der Pragmatik.‘ (Frank 1983: 231) Damit verkürzt Frank Foucaults Definition, da er das Element der Koexistenzialität ummünzt auf den Begriff des Kontext, der allerdings nicht dieselbe existenziell bedingende Qualität besitzt, wie jener der Koexistenzialität. Foucault geht es bei dem assoziierten Feld –welches koexistenziell zur Aussage ist- vielmehr um eine Annäherung an die Komplexität in die Aussagen eingebunden sind und die sie gleichzeitig mitgestalten. Denn wenn man seine Definition des ‚assozierten Feldes‘ als eine methodologische Anleitung innerhalb

⁸⁷ Wobei zu beachten ist, dass die Aussage hier sehr nahe an die Semantik einer Satz-Aussage herankommt, also ‚etwas Äußern‘ und das ‚mit dem Äußern sich positionieren‘ einander sehr nahe kommen. Ebenso gravierend und ähnlich kongruent ist dabei die Rolle der Materialität der Aussage, also in welcher Form sich ein Subjekt mittels einer Aussage positioniert.

einer Diskursanalyse liest, so verlangt Foucault, dass man jede Aussage eines definierten Korpus darauf hin bestimmt, welche Aussage diesen wechselseitig mitbestimmen (wie in der Wechselrede), welche Aussagen mit dieser isolierten, aktualisiert werden, welche durch diese ermöglicht werden und schließlich, welche Aussagen denselben Status mit der individualisierten teilen. (Vgl. Foucault 1981: 143f.) Foucault schließt diesen Punkt mit der Feststellung, dass Aussagen nicht Diskursatome bzw. nicht das Individualisierungsprinzip von signifikanten Mengen sind, sondern die Funktion, welche diese Bedeutungseinheiten „in einen Raum stellt, worin sie sich vervielfältigen und anhäufen.“ (Ebd.:145) Unter diesen Gesichtspunkten erscheint dann auch wieder die Beziehung zu den Begriffen, vielmehr zur Untersuchung der Dispersion von Begriffen, offensichtlicher. Anhand dieser Dispersion eröffnet sich das assoziierte Feld, welches die Aussage konstituiert und zugleich die begriffliche Semantik regelt. Die Beziehung zwischen der Materialität der Aussage und der strategischen Wahl erscheint erst als die entfernteste, bei Lichte besehen, drückt sich darin das Verhältnis von Aussagen und diskursiver Formation am konkretesten aus. Ruft man sich die weiter oben ausgeführten Suchkriterien Foucaults zur Bestimmung der theoretischen Wahl in Erinnerung (vgl. Kap.2.3.4), dann lässt sich erkennen, dass Materialität der Aussage und strategische Wahl in enger Verbindung stehen zu nicht-diskursiven Praktiken. Sowohl das spezifische Statut der Materialität, ihre Nähe zu materiellen Institutionen (vgl. Foucault 1981:149f.) als auch die scheinbar kryptische Rede vom Verhältnis von Verlangen und Diskurs, welche wiederum die theoretische Wahl beeinflussen, zeigen die wechselseitige Verknüpfung von Materialität und strategischer Wahl, was für die Verwobenheit von Aussage und diskursiver Formation spricht. Allerdings, und das wird an dieser Stelle ganz deutlich, sind Diskurse nicht zu denken und auch nicht zu analysieren, ohne eine Verbindung zu dem Feld der nicht-diskursiven Praktiken. Denn Begriffe wie Materialität oder Verlangen können nur in Bezug auf ihre *nicht-diskursive Empirizität* beschrieben werden. Damit wird auch deutlich, vor welchen Abgrenzungsproblemen Foucault in seiner Arbeit steht, welchen Sysiphoscharakter die Analyse von Diskursen hat. Die gegenseitige Irreduzibilität von Aussagen, diskursiven Formationen und dem nicht-diskursiven Feld, stehen seiner immanenten, produktiven Verwobenheit gegenüber. Aus dieser Position wird auch Foucaults Anspruch an den Korpusumfang verständlich (vgl. ebd.:46), wenn das auch in einer sozialwissenschaftlichen, forschungspragmatischen Perspektive den Bereich des Möglichen verlässt.⁸⁸ Implizit setzt sich Foucault mit den hier angerissenen

⁸⁸ Die Diskussion um die Abgrenzung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken ist fester Bestandteil der Foucaultrezeption und immer wieder Ziel der Kritik an Foucault. Das mag unter anderem daran liegen, dass Foucault diese Trennung selbst nicht scharf gezogen hat und seine verstreuten Hinweise auf die konstitutive Rolle von außerdiskursiven Praktiken in Bezug auf diskursive, hat eher zu mehr Kritik als zu Aufklärung geführt (vgl. Fink-Eitel 1990:56f.). Liest man die Archäologie des Wissens allerdings aufmerksam und unvoreingenommen, so erscheint eine Rezeption wie hier diskutiert als sinnfällig. Wrana/Langer plädieren dafür, dass die Unterscheidung diskursiv/nicht diskursiv aufgegeben werden soll, da sie auf Basis von empirischer Forschung den Schluss ziehen, dass es sich bei diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken nicht Wirklichkeitsbereiche handelt, die man valide als zwei von einander abgeschottete betrachten und beschreiben kann. „Am konkreten Forschungsgegenstand zeigt sich, dass Diskursives und Nicht-Diskursives

Problemfeldern auch in dem Abschnitt zur Beschreibung der Aussage auseinander (vgl. ebd.:158). Die Eckpunkte desselben werden im Folgenden diskutiert, bevor in einer abschließenden Bewegung die Frage behandelt wird, was Foucault entgeht, indem er Austins Theorie leichtfertig fallen lässt.

3.2 Reziprozität von Diskurs und Aussage

Die spezifische Form von Aussagen eine Funktion zu sein, führt das Problem mit sich, wie man diese Form anhand wovon beschreiben soll. Foucault nimmt dieses Beschreibungsproblem zum Anlass, um überdies das Verhältnis von diskursiver Formation und Aussage zu thematisieren, welches -wie bereits ansatzweise gezeigt wurde- weit komplexer ist, als dass es sich mit einer Opposition von Ereignis und Struktur angemessen beschreiben ließe.

Foucault formuliert zwei Themenkreise, die das Beschreibungsfeld umreißen: Zum einen ist es ihm darum gelegen, das Vokabular der Beschreibung festzulegen, was naheliegend ist angesichts so ambivalent verwendeter Begriffe wie der ‚Aussage‘ (vgl. Foucault 1981:155ff.). Zum anderen geht der zweite Themenkreis dem Problem nach wie die Beschreibung der Aussagen sich auf diskursive Formationen beziehen lässt, bzw. inwieweit man sagen kann, „daß die Analyse der diskursiven Formationen durchaus eine Beschreibung der Aussagen in dem Sinne ist, den ich diesem Wort gegeben habe.“ (Ebd.:165)

Foucault grenzt den Aussagebegriff gegenüber den unterschiedlichen sprachanalytischen Ebenen ab, die von ihm durchzogen werden, ohne dieser selbst zu sein. Dabei kommt es Foucault darauf an klarzustellen, dass Aussagen weder eine linguistische Deskription von Sprache als einer Totalität darstellen, noch lassen sie sich als sprachliche Kleinstelemente analysieren. Foucault insistiert: „Die Analyse der Aussagen entspricht einer spezifischen Ebene der Beschreibung.“ (Ebd.:157) Diese Ebene der Beschreibung betrifft „nur realisierte sprachliche Performanzen“ (ebd.:159), was die Bezeichnung der Existenz-Funktion betrifft. Diese spezifische Beziehung von Existenz und Funktion bezeichnet die Aussage als ‚etwas‘, das sich weder in Ereignishaftigkeit noch in einer eindeutig abgrenzbaren Objekthaftigkeit erschöpft. Zu diesen schwer fassbaren Eigenschaften, die

in der gesellschaftlichen Praxis untrennbar verbunden sind.“ (Wrana/Langer 2007:Abs.62) In der Analyse von Lernjournalen beschreiben sie Alltagspraxen, die von Diskursen durchdrungen sind. Darauf aufbauend schlagen sie vor, nicht eine eindeutige Trennung von Diskurs und ihm entgegengesetzte oder unterdrückte Alltagspraxis zu untersuchen, sondern unterschiedliche ‚Diskursräume‘ zu identifizieren und anhand dieser zu fragen, welche Produktionsbedingungen und welche diskursiven Genres in diesen Räumen gelten und zur Anwendung kommen. Schließlich stehen diese Räume noch in spezifischen Relationen zueinander, die daran anschließend extrapoliert werden solle (vgl. Wrana und Langer 2007: Abs. 46).

es zu beschreiben gilt, gesellt sich noch der Umstand, dass Aussagen selbst unsichtbar sind, ohne jedoch verborgen zu sein (vgl. ebd.:161). Dies ist der vielleicht entscheidendste Punkt der Aussageanalyse, nämlich, dass Aussagen transparent sind. Allerdings meint Foucault nicht, dass das Wissen, unterschiedlichste sprachliche Performanzen von einem unsichtbaren Sinnband gehalten und durchzogen werden, einem Grund des Sinns. Foucaults Aussage setzt, wenn man so will, viel oberflächlicher an, sie will nicht erklären, was Sinn ist, wie Menschen dazu kommen, sinnhafte Dinge zu tun. Zu formulieren, dass es Aussagen gibt, mit deren Hilfe Diskurse formiert werden, Wissensordnungen, heißt, dass man um die Konstruktivität und vor allen Dingen die historische Relationalität dieser ernsthaften Sprechakte weiß. Insofern bezeichnen Aussagen einen ‚Mittelbereich‘, der weniger anthropologisch als vielmehr genuin sozial zu sehen ist. Vielleicht kann man die Beschreibung der Aussage auch so formulieren, dass sie versucht die Verweiskraft des Signifikanten zu problematisieren und nicht erneut das Signifikat, sondern dessen Ausdruck zu befragen (vgl. ebd.:162). Damit wäre die Richtung gewiesen für eine Problematisierung der Subjektposition, denn wenn die Bedeutung dessen was geäußert wird, abhängig ist von einem komplexen Bündel an Bedingungen, wie stabil ist dann die Form des Äußerungsurhebers (vgl. Einleitung). Diese Punkte lassen Foucault postulieren: „Die Möglichkeit einer Aussageanalyse muß, wenn sie eingeführt wird, gestatten, die transzendente Stütze fortzunehmen, die eine bestimmte Form philosophischen Diskurses allen Analysen der Sprache im Namen des Seins dieser Sprache und der Fundierung, wo sie ihren Ursprung nehmen soll, entgegengesetzt.“ (Ebd.:165) Dieses Zitat soll festgehalten werden, denn es bildet den Mittelstein für den Brückenschlag von der Aussage zur Illokution.

Die *Makroseite* der Ordnung wird in individualisierten Diskursen ausgemacht, dabei ist es unabdingbar, die spezifische Relation von Aussage und diskursiver Formation zu bedenken, wenn man Wissensordnungen diskursanalytisch beschreiben will. Wie weiter oben bereits ansatzweise gezeigt wurde, können die vier Richtungen, die das Gebiet von diskursiven Formationen umgrenzen in Beziehung zu den vier Gebieten gesetzt werden, in denen die Aussagefunktion wirkt (vgl. ebd.:169). Foucault formuliert daraufhin vier ‚Propositionen‘, die sowohl die Mittelachse der Analyse von Aussagen, als auch der diskursiven Formation bilden. a) Aussageanalyse und die der diskursiven Formation müssen korrelativ erfolgen. Foucault lässt eine etwaige deduktive Ordnung offen und verweist auf die Ausarbeitung der Theorie in einer unbestimmten Zukunft. b) Aussagen und diskursive Formation stehen zueinander in einem koexistenziellen Verhältnis, wobei sich diskursive Formationen durch ihre tatsächliche Streuung, ihre Beziehungen definieren und Aussagen über die ihnen eigene Existenzmodalität nur als eine Gesamtheit charakterisiert werden können. Foucault versucht damit jedwedes strukturelles Ordnungsmodell abzuwehren und

insistiert auf der Gleichursprünglichkeit von Aussage und diskursiver Formation⁸⁹. Daraus ergibt sich fast organisch c) eine Bestimmung des Diskurses, der als eine durch begrenzte Anzahl von Aussagen konstituiert festgelegt wird, die mittels spezifischer Existenzbedingungen definiert werden können und zur selben diskursiven Formation gehören (vgl. ebd.:170). Dabei ist die Einheit eines Diskurses stets durch seine Diskontinuität gefährdet, denn sein immanenter Charakterzug ist der der Historizität.⁹⁰ In der letzten Proposition d) definiert Foucault die diskursive Praxis. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass Foucault sie als historisch und topographisch begrenzte Regeln bezeichnet, „die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben.“ (Ebd.:171)

Pointiert zusammengefasst erhält man mit der Theorie der Aussage ein Konzept, das es erlaubt Regelmäßigkeiten zu untersuchen. Und zwar Regelmäßigkeiten, die nicht das abstrakte System eines übergreifenden Strukturzusammenhanges, sondern eine Praxis zum Gegenstand haben, in der Individuen etwas tun und sagen (vgl. Keller 2008: 52). Allerdings darf man diese Regelmäßigkeiten nicht als konkrete Handlungsdeterminationen sehen, sondern als ein komplexes, nicht abgeschlossenes ‚Analyseaset‘, im besten Sinne als ein Werkzeugkasten, mit dem es gelingen kann, Momente einer hermetischen Wirklichkeit, ihrer Positivität, aufzuschließen und damit ihre Gegebenheit zu hinterfragen.⁹¹

Das Konzept der Aussageanalyse stellt dabei ein rein analytisches, theoretisches Unterfangen dar. Als Gedankengebäude ist es ein Beobachter zweiter Ordnung⁹². Soll diese zur Anwendung kommen, dann benötigt man ein Referential, dass eine Übersetzung der theoretischen Ebene auf

⁸⁹ Foucault erscheint mit Schlüssen wie diesen mißverständlich, denn für Manfred Frank ergibt sich aus der Aussagetheorie nicht nur, dass Foucault die klassischen Ordnungsmodelle kritisiert, sondern dass er Ordnung als solche, fast als eine anarchistische Geste ablehnt. Frank spricht von einer universalisierten Ordnungskritik, die dadurch gegenüber ihren Zielen indifferent wird (vgl. Frank 1983:238). Hierzu muss anmerkend gefragt werden, ob das Problematisieren von Ordnung, dass sich Wissen immer in einer spezifischen Form zeigt, wobei andere Formen des Wissens ausgeschlossen werden, bereits als Ablehnung von Ordnung als solcher gelten kann.

⁹⁰ Bereits einige Seiten vorher, im Abschnitt zur Festlegung des Vokabulars, bietet Foucault die bekannte dreiteilige Diskursdefinition an, die zu der bekannten Kritik geführt hat, dass Foucault eine inkonsistente Diskursdefinition vorlegt (vgl. Foucault 1981:156). Zum Vorwurf des uneindeutigen Diskursbegriffs siehe Honneth 1989.

⁹¹ Charakteristisch für Foucaults Werk erscheint seine Unabgeschlossenheit, dem Werk ist eine Suchbewegung immanent, die auch verlangt Erreichtes wieder in Frage zu stellen (vgl. u.a. Foucault 1981:169). Möglicherweise zeigt sich in dieser Arbeitsweise das Bewusstsein Foucaults dafür, dass man einen Diskurs über Diskurse führt, eine Intuition, die man bereits in Foucaults frühen sprach- und literaturanalytischen Schriften beobachten kann: „Vielleicht gibt es im Sprechen eine wesentliche Zusammengehörigkeit zwischen dem Tod der endlosen Fortsetzung, und der Repräsentation der Sprache durch sich selbst.“ (Foucault 2001:344) Kammler merkt an, dass es fast charakteristisch ist für Foucault, dass sein einziges größeres theoretisches Werk eine Baustelle geblieben ist (vgl. Kammler 1986:61f.). Siehe dazu in der Einleitung dieser Arbeit die Reflektion auf die Autorfunktion.

⁹² Im Gegensatz zur Auffassung Georg Kneers, der die Theorie der Aussage auf einer Ebene der Beobachtung erster Ordnung verharren sieht (vgl. Kneer 1996:394f.).

die des Gesagten zumindest erleichtert. Ein solches verbindendes Element kann in der Perspektive dieser Arbeit in der Theorie der performativen Sprechakte gesehen werden. Wie weiter oben angesprochen wurde, erscheinen Foucaults Argumente in der Ablehnung der Theorie der Sprechakte nicht als kohärent und verlangen es näher untersucht zu werden. Foucault schiebt die Sprechakte im Verlauf der Aussageanalyse immer mehr in eine psychologische Richtung (vgl. Foucault 1981:169), in die Richtung von Intentionalität und jener der Formulierung, also der Äußerung. Liest man dagegen Austins Vorlesungen zu dem Thema, die unter dem Titel: „How to do things with words“ (Austin 2002) posthum erschienen sind, dann ergibt sich ein weitaus differenzierteres Bild. Illokutionen transzendieren die Ebene der Formulierung wie Aussagen, gleichwohl sie ebenfalls nur mit dem Gesagten erscheinen. Die ‚illocutionary force‘ ist eine Funktion, Austin weist mehrfach daraufhin, dass performative Sprechakte auch nichtsprachlich gegeben sein können. Rechnet man diese Argumente mit ein, dann erscheint es fast zwingend notwendig, Aussage und Illokution eingehender gegeneinander zu halten. Zumal -entgegen der Kritik von Derrida (Derrida 2001)- Austin keine teleologische, determinierende Taxonomie von Sprechakten entwirft, wie es Searle dagegen tut (vgl. Searle 1982:17ff.), sondern er beschreibt eine Funktion, die im Sprechen wirkt, aber kein sprachliches Alleinstellungsmerkmal, sondern eine Handlungsfunktion und damit ein genuin soziales Moment ist. Austin nimmt dabei immer wieder auf das Moment des Scheiterns Bezug, das bedeutet, dass es Sprechakten immanent ist, dass sie misslingen, auch wenn sie formal gelingen. Mit Blick auf das Ordnungsverständnis von Foucault kann man sagen, dass Austins Illokutionen Einheit nur zum Preis der Diskontinuität herstellen. Weiter oben wurde auf ein Zitat von Foucault hingewiesen, in welchem Foucault für die Aussagenanalyse reklamiert, die einzige Theorie, die einzige Methode zu sein, die einer Transzendentalisierung der Sprache Einhalt gebietet, da es eben nicht um das Wesen der Sprache als eines Systems geht, sondern um jene Dinge, die tatsächlich gesagt wurden, was bedeutet, dass Aussagen Wissensordnungen auf der Ebene von sprachlichen Performanzen analysieren. Foucault unterschlägt, dass die Ebene des Sprechens, eine eigene Funktionalität aufweist, die sich von jener unterscheidet, die Foucault als eine Ebene zwischen dem Sprechen verortet⁹³.

Im weiteren Verlauf dieser Arbeit soll gezeigt werden, dass die Existenzfunktion von Aussagen auf einer analytischen Ebene verbleiben muss, ohne eine überprüfbare Wirkung auf der Ebene des Sprechens. Erst wenn eine Verzahnung von illokutionärer Funktion und Existenzfunktion der Aussage gedacht wird, kann das Sprechen als Handeln seine Wirkung entfalten. Dabei ist klar, dass eine streng diskursive Praxis nur als solche möglich ist, wenn sie in einer nicht-diskursiven zum Ausdruck kommt. (Wrana/Langer 2007)

⁹³ In dieser Metapher soll sich Foucaults Verständnis von diskursiven Formation als Beziehungsfeldern widerspiegeln.

4.0 Von der ‚illocutionary force‘

In der letzten Vorlesung John L. Austins, die mit „How to do things with words“ übertitelt ist, begründet Austin den Weg, den er in den Vorlesungen zurückgelegt hat, der ihn von der Konzeption einer speziellen Theorie von performativen und konstativen Äußerungen zu einer generellen Theorie von den lokutionären und illokutionären Akten des Sprechaktes geführt hat. Dabei unternimmt er einen Rekurs auf seine einleitenden Worte, die auf die Schwierigkeiten der Beziehung der Begriffe Aussage und Feststellung aufmerksam machen (vgl. Austin 2002:166).

Austins Theorie ist damit aber nicht abgeschlossen, er konstatiert nicht, dass er mit der Theorie der lokutionären Akte im Sprechakt irgendetwas in toto erklären könnte. Möglicherweise können hierin hinreichende Umstände für die uneinheitliche Rezeption der Theorie Austins gesehen, ebenso wie der Umstand, dass sein schriftliches Werk kurz ist⁹⁴. Nichtsdestotrotz hat es in den Sprachwissenschaften große Wirkung gezeigt und Austin den Ruf eines „Gründervaters der Sprechakttheorie“ (Wunderlich 1976:7) eingebracht, auch wenn der heutige Referenzautor für Sprechakttheorie John R. Searle ist, ein Schüler Austins, der eine systematisierte Theorie der Sprechakte, im Anschluss an Austin ausgearbeitet hat.⁹⁵ In der Perspektive dieser Arbeit stellt die offene, suchende, nicht determinative⁹⁶ Theorie Austins gemeinsam mit der Theorie der Aussage den Schlüsselansatz dar, zu erklären in welcher Weise Wissen zirkuliert, sich stabilisiert und verändert.

Um der Ablehnung Foucaults der Funktion der Sprechakte, zumal der Illokution in Bezug auf die Existenzfunktion der Aussage, entgegen treten zu können, muss der Weg Austins nachgezeichnet werden. Im Anschluss an die Darlegung seiner Überlegungen und der besonderen Form von illokutionären Akten soll dann eingegangen werden auf die Frage einer möglichen Biunivozität von Illokution und Aussage.

⁹⁴ Für eine umfassende Aufarbeitung der Rezeption Austins siehe Rolf 2009. Rolf rekonstruiert die unterschiedlichen Rezeptionslinien der Konzeption Austins nach dem Gesichtspunkt, welche Autoren für eine Wiedererrichtung der Differenz performativ/konstativ argumentieren und jenen, die wie Derrida den explizit performativen Sprechakt dekonstruieren oder wie Sybille Krämer auf eine Stärkung der Rolle des Performativen setzen. Rolf selbst scheint dafür zu plädieren die Trichotomie zu revidieren, da nur in der Unterscheidung performativ/konstativ spezifische Eigenschaften von performativen Äußerungen zu Tage treten (vgl. ebd.:13).

⁹⁵ Siehe hierzu Searle 1983.

⁹⁶ Eine gegenteilige Meinung vertritt Jacques Derrida, siehe Derrida 2001 und Kapitel 5.5.2.

4.1 Die Unterscheidung performativ/konstativ

Austins erste Vorlesung beginnt mit der Frage nach der Stellung oder der Bedeutung von Aussagen. Er skizziert das Problem, das um die Semantik der Begriffe Satz, Aussage und Feststellung kreist und das als Ausgangspunkt setzt, dass nicht jede Aussage mit einer Feststellung gleichzusetzen ist und dass Feststellungen keineswegs immer beschreibend sind. In einer Fußnote legt er bereits die Richtung der Untersuchung fest, wenn er sagt: „Die Aussage oder Feststellung ist ihrerseits eine logische Konstruktion aus lauter Handlungen, die darin bestehen, dass Feststellungen getroffen werden.“ (Austin 2002:25) Er trifft daraufhin eine Unterscheidung. Er differenziert sie in konstative Äußerungen und performative Äußerungen.

Konstativ: Dieser Begriff leitet sich direkt aus den eingangs genannten Problemen ab, dass Aussagen nicht nur nach mit wahr/falsch codiert und dass einige Aussagen, die mit wahr falsch codiert werden nicht als Beschreibungen, als deskriptive Aussagen bezeichnet werden können (vgl. ebd.:27).

Performativ: Die performativen Äußerungen verstecken sich in der Gruppe der konstativen, deshalb bezeichnet Austin sie auch erst scherzhaft als die ‚Kostümierten‘, was nicht unzutreffend ist, da performative Aussagen in ähnlicher Form erscheinen wie konstative, nur dass sie weder etwas beschreiben, noch feststellen. Sie scheinen vielmehr etwas zu *tun*; in dem Sinne, dass das Äußern eines Satzes das Vollziehen einer Handlung ist, „die man ihrerseits *gewöhnlich* nicht als >etwas sagen< kennzeichnen würde“. (Ebd.:28)

Austins Entdeckung, dass mittels der Äußerung von Sätzen auch etwas getan wird, ist das zentrale Element in der Rekonstruktion seiner Untersuchungslinien. Der Handlungscharakter von performativen, wie auch den konstativen Äußerungen⁹⁷ und später den Illokutionen sowie den Perlokutionen, die aus der Lokution hervorgehen, transzendiert die Ebene des Satzes. Das bedeutet, ein performativer Akt und eine Illokution sind in ihrer Wirkung nicht an das Aussprechen eines Satzes gebunden. Daran schließt sich die Diskussion um das Element der Konventionalität an, also daran, dass Austin ‚gewöhnliche Sprechakte‘ untersucht. Die Frage, die hier auftaucht ist, inwiefern diese Konventionalität eine analytische Kategorie oder ein Untersuchungsgerüst darstellt oder ob damit immer empirische Formen von Konventionen erklärt werden. In der Rezeption lassen sich dazu beide Lesarten finden (vgl. Dörge 2000). Eine Intention, welche die

⁹⁷ Dörge verweist auf eine Übersetzungsproblem, indem er darauf aufmerksam macht, dass er ‚utterance‘ nicht mit ‚Äußerung‘ übersetzt, da für ihn die Diskussion um die Unterscheidung performativ/konstativ eher um Satzerggebnisse kreist als um den Handlungsvollzug, wenn man hingegen Austins Theorie der Sprechakte grundlegend als eine Handlungstheorie liest, die den Rahmen von Sätzen eo ipso transzendiert, dann er scheint es als sinnvoll durchgängig von Äußerungen zu sprechen. Siehe dazu Dörge 2000:126 und Austin 2002:110, Fussnote 25a.

Austinrezeption anleitet, geht davon aus, dass mit Austins ‚diskontinuierlicher‘ und nicht systematisch ausgefeilter Konzeption der ‚Kraft‘ von Sprech-Akten im Allgemeinen und von Illokutionen im Speziellen ein komplementäres Modell zur Theorie der Aussage vorhanden ist, welches -zusammengedacht mit dieser- einen Ansatz liefert, Wissensordnungen als prozesshaft, dynamisch und doch stabilisiert zu denken⁹⁸. Auf einer allgemeineren Ebene wird die Problematisierung mitgeführt, wie Austins‘ Sprecher unter dem Gesichtspunkt zu verstehen ist, dass diese Sprecherkonzeption ähnlich der Subjektposition in der Theorie der Aussage gelesen werden kann bzw. wie stark der Aspekt der Sprecherintention in der Theorie der performativen Sprechakte ist.

Zuerst wird nun die Unterscheidung performativ/konstativ nachvollzogen, um dann den Schritt zur Lokution mitzugehen und abschließend zu fragen, welche der eben gemachten Annahmen über Komplementarität von Aussage und Illokution weiterhin diskussionswürdig sind oder ob Differenzen, wie Foucault es selbst schreibt, überwiegen (vgl. Foucault 1981:122).

Austin beginnt seine Überlegungen mit einer Feststellung. Er konstatiert er einen Unterschied zwischen Äußerungen, die etwas feststellen, die im klassischen Modus als Aussagen gesehen werden, die mittels des Codes wahr/falsch unterschieden werden können. Es lassen sich jedoch Äußerungen identifizieren, die mit den Attributen Feststellung, Beschreibung bzw. Aussage⁹⁹ schwerlich zu erfassen sind. Eine Äußerung wie „Ich erkläre euch hiermit zu Mann und Frau“ als eine Feststellung zu bezeichnen, die auch wahr oder falsch ist, muss offensichtlich unbefriedigend sein. Denn das Verb signalisiert, dass der Ehezustand vor der Äußerung noch nicht gegeben ist, auch kann nicht unterschieden werden, ob diese Äußerung wahr oder falsch ist. Denn erst durch diesen Äußerungsakt treten zwei Individuen ein in den Stand der Ehe. Was an diesem Beispiel sofort auffällt, ist, dass es eine streng konventionalisierte Handlung ist, deren Erfolg oder Gelingen von verschiedenen Faktoren abhängt.¹⁰⁰ In diesem Sinne sind sie auch als ‚gewöhnlich‘ zu bezeichnen (vgl. Austin 2002:30f.). Dass mit der Äußerung eine Handlung vollzogen wird, zeigt am Beispiel des Eheschließens auch, dass diese performative Äußerung nicht mit einer rein inneren, geistigen Handlung gleichzusetzen ist, deren bloß hörbare Repräsentation die geäußerten Worte darstellen. Austin zeigt dieses Argument anhand der Zeugenaussage, denn erst durch diese wird

⁹⁸ Konventionale Sprechakte in diskursive Praxis zu übersetzen, erscheint fast evident. Siehe zur Frage der Konventionalität von Sprechhandlungen Helmer 1971.

⁹⁹ Die Aussage an dieser Stelle meint eine Satzaussage, nicht den Foucaultschen Begriff.

¹⁰⁰ Der informierte Leser mag an diese Stelle an die Institutionalisierungstheorie von Berger und Luckmann denken und die reziproke Typisierung von Handlungen, welche dann mittels Internalisierung als Institution externalisiert werden (vgl. Berger/Luckmann 1996:57ff.). Dieser Theorie soll hier nicht widersprochen werden. Aber der Blickpunkt von Austin ist ein anderer. Eine Institution, in diesem Beispiel die Ehe, wird nicht nur in der Form externalisiert, dass bspw. nach langer Sedimentierung von Handlungs-routinen im christlichen Kulturkreis Ringe ausgetauscht werden, vielmehr indem die entsprechenden performativen Sprechakte vollzogen werden, wird auch die spezifisch institutionale Form ‚Ehe‘ konstituiert. Welche Schwierigkeiten einem Gelingen im Weg stehen und in welcher Form sich dieses Konzept verallgemeinern lässt, davon ist im weiteren Verlauf die Rede.

im System des Rechts eine Hypothese, eine Anklage, zu einer sanktionierbaren Tat, zu einer Tatwirklichkeit. Die Intention des Zeugen ist dabei nicht primär von Bedeutung (vgl. ebd. 2002:35). (Das Recht geht davon aus, dass eine Zeugenaussage –vorurteilsfrei- bzw. objektiv getroffen wird¹⁰¹.) Unabhängig davon scheinen Bedingungen notwendig, die ein Gelingen der Handlung begünstigen bzw. konventionalisieren. Austin etabliert und probiert verschiedene Bedingungen, welche er als notwendig erachtet, damit performative Äußerungen vollzogen werden können. Diese Bedingungen unterteilt er schließlich in drei Gruppen:

A.1 Die Äußerung ist Teil eines „üblichen konventionalen Verfahrens mit einem bestimmten konventionalen Ergebnis“. Dazu gehört, dass bestimmte Personen spezifische Wörter äußern, in ganz bestimmten Situationen.

A.2 Die jeweiligen Personen und Umstände müssen ‚legitimiert‘ sein, die besondere Handlung zu vollziehen.¹⁰²

B.1 Alle Beteiligten müssen das Verfahren korrekt

B.2 und vollständig durchführen.¹⁰³

Γ.1 Wenn das Verfahren für Personen durchgeführt wird, die spezifischen Emotionen unterliegen, bzw. wenn mit diesem Verfahren der Akteur auf eine spätere Handlung festgelegt werden soll, dann muss der Handlungsausführende diese Emotionen auch wirklich haben und in der Absicht handeln, sich auf die dem Verfahren adäquate Weise zu verhalten.

Γ.1 Und sich schließlich auch tatsächlich so verhalten.

(Vgl. ebd.:37)

Wie man sehen kann, entsprechen diese Bedingungen nicht der Form von Gesetzen, Elementen eines Systems, die nur in ganz spezifischen, sich gegenseitig ausschließenden Varianten ausgeführt

¹⁰¹ Siehe dazu auch Schneider 2007, insbesondere 36f. zur scheinbar intrinsischen Motivation zum Geständnis, wobei Schneider auf die Analysen des Pastorats von Foucault rekurriert. Dazu auch in Kapitel 6 dieser Arbeit.

¹⁰² Austin spricht in einer interessanten Doppeldeutigkeit von einer ‚Berufung‘ auf die die Personen und Umstände passen müssen, auf welches sich ‚berufen‘ wird (vgl. Austin 2002:37). Eventuell ist es auch möglich dieses Berufene als eine Entsprechung zu übersetzen. Damit wäre deutlicher, dass es sich bei dieser Regel um eine bestimmte Positionalität handelt und nicht vorrangig um Intentionalität von beliebigen Individuen. Klar scheint damit ebenfalls, dass der Zugang zum gelingenden Vollzug von performativen Äußerungen reglementiert ist. In der Untersuchung der Beichte wird dieser Punkt noch zum Tragen kommen. Siehe dazu Kapitel 6.

¹⁰³ Dörge plädiert dafür die Bedingungen zu straffen und reformuliert sie unter Fokussierung auf die Form der Konventionalität folgendermaßen:
„A.1a) There must be an accepted conventional procedure.
(A.1b) This procedure must have a certain conventional effect.
(B) The procedure must be executed correctly and completely.“ (Dörge 2004:27)

werden können. Im Gegensatz dazu stehen bspw. Definitionen von Sprechakten bei Searle deren Formulierung deutlich formalisiertere Züge aufweist¹⁰⁴. Die Gelingensbedingungen Austins gleichen Anwendungsregeln, die situativ ausgerichtet sind, damit ist ihnen immanent, dass sie misslingen können. Dieser Punkt ist von zentraler Bedeutung, denn das Anliegen dieser Arbeit ist es zu zeigen, dass ‚illocutionary force‘ nicht nur ein Entlastungselement in der Form darstellt, dass Handlungen symbolisch vollzogen werden können und auch symbolische Handlungen Tatsächliche sind, sondern dass die ‚Kraft‘ notwendig ist, da das Sprechen keine materiale Faktizität besitzt. Die ‚Kraft‘ des Sprechaktes stellt sich als ein Referential¹⁰⁵ ein, welches die Fiktionalität des Diskurses in soziale Handlungsbedingungen transformiert.

4.1.1 Immanenz des Fehlers: Mißlingende Sprechakte

Für Austin sind die Momente des Scheiterns von performativen Äußerungen, ihre Definition und Konsequenzen für selbige von weitaus größerem Interesse als die Formulierung der Gelingensbedingungen.¹⁰⁶ Jedoch dienen diese in ihrer Form als systematisierende Vorlage für die Varianten des Scheiterns. Austin unterteilt in zwei Obergruppen, die Erste beinhaltet die Bedingungen der Gruppe A und B und die Zweite die Γ -Regeln. Bei der Ersteren handelt es sich um Regeln, bei denen der Erfolg der Handlung auf dem Spiel steht, wenn sie verletzt werden, Austin nennt sie ‚misfires‘. In der zweiten Gruppe wird die performative Handlung zwar vollzogen, allerdings sind die Handlungsabsichten andere als konventionell üblich. Diese nennt Austin dann ‚abuses‘ (vgl. Austin 2002:38). Die Gruppe der *misfires* differenziert Austin weiter in ‚Fehlberufungen‘ (A), die Konventionalitätsregeln werden hinsichtlich ihrer positionalen Bedingungen nicht eingehalten. Bspw., dass ein Mitarbeiter eines Ordnungsamtes zu einem Bürger sagt: „Ich verhafte sie“, da dieser im städtischen Park einen Baum gefällt hat.¹⁰⁷ Ebenso verhält es sich, wenn

¹⁰⁴ Searles Regeln für das Gelingen von Sprechakte sind zahlreicher und vor allen Dingen sich gegenseitig bedingend. Dazu unterscheidet Searle zwei Grundarten von Regeln, einerseits konstitutive Regeln und andererseits regulative. Die konstitutiven fundieren die Form eines Verhaltens und die regulativen ordnen mehr auf der Anwendungsebene ein bereits bestehendes Verhalten (vgl. Searle 1983:54f.). Und zur Vielzahl der Regeln, zur Systematik in illokutionären Akten siehe ebd.:88ff.

¹⁰⁵ Referential ist im Sinne Foucault gemeint, wie es in Kapitel drei expliziert wird, allerdings kommt im Fall des Sprechaktes der Begriff der Konventionalität hinzu, welche notwendige Voraussetzung für die Entfaltung der Kraft eines Sprechaktes zu sein scheint, wie weiter unten in diesem Kapitel diskutiert wird.

¹⁰⁶ Derrida moniert hingegen, dass Austin das Mißlingen als ein zufälliges Risiko aus seiner Analyse ausklammert und verzeichnet bei ihm die Konstruktion einer determinierten Idealsprechsituation. Vgl. dazu diese Arbeit Kapitel 5 und Derrida 2001:36. Sybille Krämer weist hingegen explizit daraufhin, „ wie sehr für ihn das Scheitern dem Handeln zugehörig, das Verfehlen dem menschlichen Tun inhärent ist.“ (Krämer 2001:147)

¹⁰⁷ Das Beispiel ist mehrdeutig und nicht nur angelehnt an Austins Humor. Denn in der Situation wird es für beide Situationsteilnehmer schwierig zu entscheiden, mittels welcher Sprechakte zu handeln ist, bzw. wie stark eine Subjektposition sein kann. Denn de iure haben Ordnungsämter nicht die Exekutivgewalt

ein berufenes Subjekt bspw. ein Priester eine Verheiratung vornimmt, die Subjekte der Eheschließung sind hierbei keine Personen, sondern zwei Buchen im Kirchhof. Unter (B) führt Austin Fehl Ausführungen auf, die sich wieder unterteilen in (B1) Trübungen und (B.2) Lücken. Trübungen können dadurch entstehen, dass die Konventionsteilnehmer zwar alle am richtigen Platz sind, um die Konvention gelingend zu vollziehen, ein Element allerdings nicht richtig gehandhabt wird. Im Verheiratsbeispiel könnte das unter Umständen bedeuten, dass der Priester gedankenversunken, anstatt „Ich erkläre euch hiermit zu Mann und Frau“, „ego te absolvo“ sagt. Bei der ‚Lücke‘ wiederum fehlt ein Element, was die Handlung nicht gelingen lässt. Wenn also in der Hochzeitszeremonie der Bräutigam vergisst ‚Ja‘ zu sagen oder der Priester keinen Segen spricht.

Anders verhält es sich mit den Γ -Regeln, die die Konvention aufgrund von Missbrauch verletzen. Die Intention der Ausführenden deckt sich dabei nicht mit den ‚gewöhnlichen‘ Absichten der performativen Äußerung (vgl. zur Differenzierung der Unglücksfälle: ebd.:39f.). Austin geht im weiteren Verlauf sehr viel mehr auf die Unglücksfälle der A und B Kategorien ein, bei welchen die Intention der Sprecher eine untergeordnete Rolle spielt, was an ein neues Licht auf diese Sprechakttheorie wirft; denn darüber, dass Austin die Ebene von subjektivem Fehlverhalten zwar aufzeigt, sie aber nicht zum Primat der Untersuchung erhebt, weist die Richtung auf eine Ebene der Verallgemeinerung. Performative Äußerungen erscheinen dabei als situierte Elemente einer Handlungstheorie, diese Elemente sind aber in der Situierung strukturerzeugend wirksam. Deutlich wird hier, dass das Vollziehen einer Handlung, indem man etwas sagt, keinesfalls selbstverständlich ist und zudem ambivalent, denn Austin weist ausdrücklich daraufhin, dass performative Äußerungen zwar nichtig und unwirksam sein können, wenn man einen der Unglücksfälle nachweisen kann, allerdings „bedeutet das nicht, daß man gar nichts getan hat- im Gegenteil, sogar eine ganze Menge. [...] Zweitens heißt »unwirksam« hier nicht »ohne Folgen, ohne Ergebnisse, ohne Konsequenzen.«“ (Austin 2002:39) Es ist dann nur konsequent zu fragen, inwieweit eine solch fehlgeschlagene Äußerung dennoch ‚performativ‘ zu nennen ist? Die Position des Sprechers wird damit ebenfalls problematisiert, denn wenn selbst eine misslungene Äußerung noch als performativ, sprich als eine vollzogene Handlung zu werten ist, dann scheint die Konvention der Äußerung oder ihre performative Kraft stärker zu sein, als die Äußerungsintention des Sprechers.

Rechtspersonen in Haft zu nehmen. Der Übeltäter muss nicht darauf reagieren. Andererseits kann die illokutionäre Kraft der Äußerung in Einheit mit dazu gehörigen diskursiven Praktiken (Stichwort Disziplinierung) dazu führen, dass der Angesprochene sich verhaften lässt. Das Beispiel ist natürlich stark überspitzt, aber es soll zumindest andeuten welchen Schwierigkeiten Individuen bei der ädaquaten Behandlung von Alltagssituationen haben und wie weit das Konventionsmuster in den Alltag hineinreicht. Siehe dazu auch Austins Auseinandersetzung mit dem Phänomen der ‚Entschuldigung‘. Ebenfalls wird in diesem Aufsatz deutlich, dass Illokutionen keine Bedeutungsdeterminierenden Akte sein können (vgl. Austin 1975b:179f).

Austin führt einen weiteren Performativitätstest durch, der fragt ob Konstativa gleichermaßen verunglücken können; also ob sie von ihrer wahr/falsch Dichotomie abweichen. Die von Austin angeführte Aussage: „Der heutige König von Frankreich hat eine Glatze“ (ebd.:42), lässt den Schluss zu, dass diese Äußerung eher als nichtig, denn als falsch zu bezeichnen ist, da ihr die Existenzvoraussetzung fehlt. Damit geraten zwei Problemfelder in den Fokus der Untersuchung, die Austin nacheinander aufrollt: Das eine Feld betrifft die Frage nach den gültigen Verfahren, die notwendig sind, damit eine performative Äußerung glücken kann. Welcher formalen Regeln müssen erfüllt sein und in welchem Verhältnis stehen sie zur Anwendung, zu einer performativen ‚Äußerung‘. Das zweite Feld entfaltet sich entlang der Unterscheidung performativ/konstativ, welche auch bereits mit dem ersten Feld berührt wird; denn mit der Entfaltung der Gelingensbedingungen für eine performative Äußerung, weicht die ursprüngliche Differenz zwischen performativ und konstativ auf, denn „damit eine performative Äußerung glückt, müssen bestimmte Feststellungen *zutreffen*.“ (Austin 2002:63) Die eingangs getroffene Unterscheidung (es gibt Feststellungen *Konstativa* und Handlungen *Performativa*) (vgl. ebd.:27f.) erscheint mithin im Element des konventionalen Verfahrens so, dass eine Beschreibung der einen Seite, notwendig Bezug nehmen muss auf die andere Seite der Unterscheidung. Je weiter Austin in seiner Untersuchung fortschreitet, desto schwieriger wird es, diese analytische Trennung aufrechtzuerhalten.

Die Problematisierung der Verfahrensüblichkeit stellt den ersten konkreten Hinweis dar, mit welchem die Ebene des Satzes/Äußerung überschritten wird, da eine Beurteilung über die Gültigkeit des Verfahrens schwerlich an einer Äußerung erfolgen kann¹⁰⁸. Für Austin gehört es „zum Wesen eines jeden Verfahrens, daß seine Grenzen (und damit natürlich seine >präzise< Definition) unklar bleiben.“ (Ebd.:51) Denn abgesehen von den Problemen, die Verfahren darstellen, welche angewandt (und nicht mehr ‚üblich‘, weil veraltet oder dergleichen sind) oder eben eingeführt werden (vgl. ebd.:50 und Searle 1983:60ff.), können Handlungen gerade durch ihre Konventionalität scheitern. Austin erläutert anhand von Beispielen zu den sechs Regeln des Gelingens von performativen Äußerungen, welche Rolle Verfahren dabei spielen. Stellvertretend sei hier folgendes Beispiel skizziert: Ein Priester tauft ein Baby statt auf Alfred auf den Namen Albert, (bzw. tauft der Priester das falsche Baby auf den richtigen Namen). Austin bemerkt dazu, dass das Verfahrensproblem ein gänzlich verschiedenes wäre, wenn er sagen würde: „Ich taufe diesen Säugling auf den Namen >2704<.“ (Austin 2002:54) Im Falle des Priesters wird es schwer

¹⁰⁸ Erving Goffmans Rahmenanalyse nimmt Austins Überlegungen teilweise mit auf. Insbesondere Austins Identifizierung einer Ausnahme, dem ästhetischen Sprechen, was für Austin eine Auszeichnung der Sprache zur Folge hat, für Goffman dagegen eine ‚modulierende Transformation‘ darstellt, mit welcher eine Äußerung von einer Bedeutungsebene auf eine andere gehoben wird. Siehe dazu Austin 2002:44, 110 und 121; Wirth 2002:37 und Goffmann 2002:188 Obgleich die Position von Austin nach vollziehbar erscheint, so kann es dennoch äußerst fruchtbar sein, die Form und Äußerungsbedingungen von Bühnen- oder auch anderen fiktionalen Sätzen auf ihr Verhältnis zu Ereignis und Struktur hin zu untersuchen. Dies könnte unter Umständen weitere Aufschlüsse über die Entstehung, Zirkulation, Stabilisierung und Dynamik von Wissen geben.

sein zu entscheiden, ob das Verfahren gültig ist oder nicht. Für das ‚2704‘ Beispiel kollidieren mehrere Verfahrensinkommensurabilitäten.¹⁰⁹ Was hier offensichtlich wird, ist, dass es die Analyse mit mehreren Formen von ‚Konventionen‘ zu tun hat, die sich überlagern, verstärken oder widersprechen.¹¹⁰ Die jeweilige Äußerung, wie das Taufen ist sowohl eine Form konventionaler Rede, ebenso ist sie Teil einer Konvention, in der die Namensgebung eines Kindes verbunden ist mit der christlichen Taufe. Die performative Äußerung „ich taufe dich auf den Namen...“ erschöpft sich nicht im Aussagegehalt der Formulierung, die Konventionalität des Vorgangs bewirkt unterschiedliche konventionale Sachverhalte.

4.1.2 Vom Satz zur Sprechsituation

Was sich damit andeutet, ist eine Erweiterung der Untersuchungsperspektive, deren explizite Nennung Austin erst bei der erneuten Thematisierung der Unterscheidung performativ/konstativ trifft, nämlich: „Wir müssen uns die gesamte Situation, in der die Äußerung getan wird, den ganzen Sprechakt, vornehmen, wenn wir die Entsprechungen zwischen Feststellungen und performativen Äußerungen sehen wollen.“ (Ebd.:73) Austin stellt fest, dass auch performative Äußerungen wahr bzw. falsch sein können und Feststellungen gelingen oder misslingen können (vgl. ebd.:76). Indikator hierfür ist die Feststellung (sic!), dass sowohl Feststellungen, als auch performative Äußerungen mit jeweils spezifischen Voraussetzungen operieren. Austin führt folgende instruktive Beispiele an, welche nahezu eine Zweiseitigkeit von konstativ/performativ andeuten:

„Zu Peters konstativer Äußerung »Hans läuft« gehört die Feststellung: »Peter stellt fest, daß Hans läuft«; und ob diese letztere zutrifft, kann genauso vom Glücken seiner performativen Äußerung »Ich stelle fest, daß Hans läuft« abhängen, wie die Wahrheit von »Peter bittet um Entschuldigung« davon abhängt, ob seine performative Äußerung »Ich bitte um Entschuldigung« glückt.“ (Ebd.:75)

Analog dazu verläuft das Beispiel mit einer performativen Äußerung, in diesem Fall: „Ich warne euch, der Stier geht gleich auf euch los.“ (Ebd.:76) Setzt man hier alle Gelingensbedingungen als gegeben voraus, so kann diese performative Äußerung dennoch nicht zutreffen, wenn der Stier bspw. völlig ruhig auf der Weide liegt. Man kann dann nicht sagen, dass die Warnung nicht ge-

¹⁰⁹ Allerdings offenbart sich hier auch die Schwäche des Auszehrungsarguments von Austin. Denn die Frage ist, ob mit solch einer Äußerung nichts bewirkt wird, also keine Handlung vollzogen wird?

¹¹⁰ Dörge diskutiert die Konventionalität Austins in Auseinandersetzung mit den Konventionalitätsbegriffen von Strawson und Searle und macht deutlich, vor allem in Abgrenzung zu Searle, dass die Konventionalität Austins immer eine ist, welche die rein sprachliche Konventionalität übersteigt, die zusammengedacht werden muss mit sozialen Handlungen (vgl. dazu Dörge 2000, insbes.:142-150).

glückt ist, die Handlung nicht vollzogen worden wäre, aber sie ist unzutreffend oder unbegründet. Auch an diesem Beispiel manifestiert sich die Spannung, welche zwischen Ereignis und Struktur besteht. (Vgl. Kapitel 2) Als eine kulturelle Form, vielleicht kann man auch im Foucaultschen Sinne von Aussage sprechen¹¹¹, stellen Stiere eine Bedrohung für den Menschen dar. Insofern ist eine Warnung, als eine Aktualisierung des Musters, gerechtfertigt. Allerdings prallt diese Aktualisierung auf die Situation oder hier das Nicht-Ereignis, welche kontingente Konsequenzen nach sich ziehen kann.

Die Unterscheidung von performativen und konstativen Äußerungen erweist sich als unzureichend, um die Komplexität des Sprechhandelns zu definieren¹¹². Damit steht die Untersuchung, zumindest didaktisch an einem Wendepunkt¹¹³, an welchem Austin die Grundfrage neu stellt: „In wie verschiedener Weise wir etwas tun, indem wir etwas sagen. (Und vielleicht wollen wir auch den ganz anderen Fall untersuchen, wo wir etwas tun, dadurch daß wir etwas sagen.) (Austin 2002:110) Nicht mehr der Äußerung, auf der Ebene von performativen Verben¹¹⁴ und einzelnen Satzwirkungen gilt das Interesse von Austin, sondern zu untersuchen was dazu gehört, „daß einer eine Äußerung tut.“ (Ebd.) – Bereits in Vorlesung V hat Austin, allerdings mit Blick auf die Sprecherposition darauf rekurriert, dass „ *im Augenblick seiner Äußerung tut der Sprecher etwas.*“ (Ebd.:80, Hervh. im Orig., Staples) In Vorlesung II hat Austin bereits darauf aufmerksam gemacht, dass konventionale Handlungen nicht zwingend an Äußerungen gebunden sind (vgl. ebd.:41f.). Man kann in diesen verstreuten Anmerkungen Spuren sehen, die Austin daraufhin fallen gelassen hat, dass eine Theorie, in der Sprechen etwas tun heißt, auch Begriffe entwickeln muss, die sowohl die sprachliche, als auch die handelnde Seite des Aktes beschreiben können. Die Unterscheidung performativ/konstativ erweist sich als nicht hinreichend, um die Form von Sprechakten erhellend zu beschreiben. Das Aussprechen von spezifischen Formulierungen, erzeugt spezifische Wirkungen, die sich nicht aus der Magie der Wörter oder der Handlungsmacht des Sprechers erklären lassen, sondern die analysiert werden als ein komplexes Zusammenwirken

¹¹¹ Aussagen erscheinen auch in materiellen Techniken, in Praktiken, die zu den nicht-diskursiven gehören (vgl. Foucault 1981:180).

¹¹² Austin unternimmt noch mehrere Differenzierungen, um die Grundunterscheidung aufrechtzuerhalten, allerdings erweisen sich seine Klassifizierungen (primär und explizit performative, sowie expositive und konduktive Äußerungen) als zu speziell, um so verallgemeinert zu werden, dass damit der Unterschied performativ/konstativ als geltend und getestet angesehen werden könnte (vgl. Austin 2002:103f.).

¹¹³ Sybille Krämer konstatiert für das Zusammenbrechen der Unterscheidungs-dichotomie nicht nur Absicht, sondern geradezu einen systematischen Zug von Austin, was für Krämer in einen „inszenatorischen Gestus der Texte Austins führt, welcher nicht nur kritisch gegenüber Begriffsbildungen zu verstehen ist, sondern auch skeptisch gegen jegliche Form der Kategorisierung (vgl. dazu Krämer 2001:137 u. 149f.).

¹¹⁴ Searle weist darauf hin, dass Austin sich hauptsächlich mit illokutionären Verben, anstatt mit illokutionären Akten auseinandersetzt (vgl. Searle 1982:27).

von sprachlicher und sozialer Konventionalität, sowie der Situiertheit einer spezifischen Situation und ihres Kontextes¹¹⁵.

Austin entfaltet, auf Basis des Aktbegriffs eine neue analytische Grundlage¹¹⁶. In einem ersten Schritt definiert Austin eine Aktrichotomie, die der Lokution konstituierend zugrunde liegt, wobei die Ausgangsfigur die ungestaltete Lautäußerung ist. Diese nennt Austin den ‚phonetischen Akt‘. Darauf baut der ‚phatische Akt‘ auf, welcher spezifisch geordnete Lautäußerungen bezeichnet und als dritte Figur, in der die anderen beiden enthalten sind der ‚rhetische Akt‘. Der rhetische Akt bezeichnet die Ebene der Bedeutung, wobei die Bedeutung sich in die Referenz des Aktes und seinen Sinn spaltet (vgl. ebd.:111). Die gesamte Handlung wiederum bezeichnet Austin als den Vollzug eines lokutionären Aktes, zu betonen ist, dass „Äußerungen unter diesen Gesichtspunkten die Untersuchung der Lokutionen, d.h. der vollständigen Einheiten der Rede“ darstellt. (Ebd.:112) Im lokutionären Akt sind somit notwendig alle drei analytischen Basisakte enthalten. Das bedeutet, dass die Lokution den Vollzug einer Sprechhandlung darstellt, die sowohl auf der Ebene der Langue (des Sprachsystems), als auch auf der Ebene der Parole (der gesprochenen Sprache) sinnhaft ist (vgl. Dörge 2004:50f.). Jedoch kann mittels des lokutionären Aktes nicht bestimmt werden, welche Wirkung diesem Akt zukommt (vgl. Austin 2002:132).

4.3 *Sprechakte als Lokutionen*

Die Unentschiedenheit des lokutionären Aktes, der nur ein *etwas sagen* bezeichnet (vgl. Dörge 2004:52), zwingt Austin dazu, zwei weitere Akttypen zu definieren, die Illokution und die Perlokution. Hintergrund für diese beiden Begriffe bildet die Frage was es bedeutet, dass man die Sprache gebraucht, wenn man einen lokutionären Akt vollzieht (vgl. ebd.:116). Diese scheinbare Evidenz führt schwerwiegende Implikationen mit sich, die direkt auf das Verhältnis von Sprecherintention, Sprechsituation und Wirkmacht des Sprechens abzielen, auf die Frage: Was vollzieht sich mit der Äußerung von spezifischen Lokutionen? Austin fasst die Funktion und Form der neuen Trichotomie folgendermaßen zusammen: „Wir haben unterschieden zwischen dem

¹¹⁵ Foucault trifft in der Definition von Aussagen eine Entscheidung, die jene von Austin aus der Perspektive der Dynamik des Wissens trifft. Foucault muss unterscheiden zwischen der Aussage und einer Äußerung, um die Materialität der Aussage gegenüber der Singularität der einzelnen Formulierung abzugrenzen. Bei Austin verhält es sich vice versa. Er geht von einer Aussage, einem ‚statement‘ zur Äußerung in einer Situation. In der Schnittmenge dieser beiden Analysewege scheint die Möglichkeit zu liegen, die dynamische Ordnung von Wissen konsistent zu beschreiben.

¹¹⁶ Dieter Wunderlich weist darauf hin, dass "die partiellen Akte in Austins Theorie sind jedoch lediglich analytische Begriffe des Wissenschaftlers und nicht eigentlich unterscheidbare Aktivitäten von Menschen, wenn sie sprechen." (Wunderlich 1976:54)

lokutionären Akt (mit phonetischem, phatischem und rhetischem Akt), sofern die Äußerung *Bedeutung* hat; dem illokutionären Akt, sofern die Äußerung eine gewisse *Rolle* spielt; und dem perlokutionären Akt, sofern durch die Äußerung gewisse *Wirkungen* erzielt werden.“ (Ebd.: 137. Hervh. im Orig. Staples) Um den Übersetzungen der Begriffe Bedeutung, Rolle und Wirkungen nachzugehen, muss der Text genauer nachvollzogen werden, um Austins Konzeption gerecht zu werden.

Austin untersucht mit der Definition der Lokutionen, nicht mehr den Unterschied von Satzergebnissen¹¹⁷, sondern von Handlungen, welche mit und durch die Äußerungen vollzogen werden (vgl. Dörge 2000:129.). Die Fragilität von Sprechakten oder des Handelns im Allgemeinen wird bereits deutlich in der Explikation von ‚meaning‘ der Lokution¹¹⁸. Die ‚Bedeutung‘ eines lokutionären Aktes setzt sich daraus zusammen, dass, identifizierbar über die ‚Einheit‘ des rhetischen Aktes, „über etwas gesprochen wird und etwas darüber gesagt wird“. (Austin 2002:114) Mit Ersterem könnte man den Aussagegehalt einer Äußerung bezeichnen, welcher sich vor einem Horizont gemeinsamer symbolischer Formen bildet und mittels phonetischem und phatischem Akt realisiert werden kann. Für den zweiten Teil der Äußerung gilt dies ebenso, allerdings ist damit noch nicht klar, wie das Zusammenwirken dieser beiden Handlungselemente (reference und sense) die Bedeutung einer Lokution festlegt. In mehreren Beispielen zeigt Austin, dass man auch Äußerungen identifizieren kann, in denen nicht klar ist, worüber gesprochen wird, dass es also phatische Akte gibt, die keine rhetischen sind, aber dennoch die Form einer ‚richtigen‘ Äußerung haben (vgl. ebd.:115). Daran zeigt sich, dass die Handlung, welche mit dem Sprechakt vollzogen wird, sich nicht in der Äußerung, in der Einheit des Satzes erschöpfen kann. Mittels der Ausdifferenzierung der Lokution in Illokution und Perlokution versucht Austin dieser Problematik Herr zu werden, welche immer auch das Problem der Unterscheidung von performativ und konstativ, als ein relationales mit sich führt (vgl. ebd.:153). Austin bezeichnet mit Illokution eine Handlung, welche eine gewisse *Rolle* oder treffender und im Folgenden so verstanden *force* spielt¹¹⁹. Im Unterschied zur Lokution, die bezeichnet, dass man etwas sagt, sei es eine Handlung oder nicht, ist Illokution der Begriff für einen Akt, „den man vollzieht, *indem* man etwas sagt.“ (Ebd.:117) Den letzten Differenzierungsschritt vollzieht Austin mit der Bezeichnung des perlokutionären Aktes, welcher *dadurch* zustande gebracht wird, dass man etwas sagt (vgl. ebd.:126). Beide Aktformen haben Wirkungen, allerdings in gänzlich unterschiedlicher Form. Die Wirkung der Illokution liegt in ihr selbst, was zur Folge hat, dass sie konventional sein muss. Im

¹¹⁷ Dörge hat darauf hingewiesen, dass die Semantik des Ausdrucks „utterance“ bei Austin sich verschiebt. Siehe dazu Kapitel 4.1

¹¹⁸ ‚Meaning‘ ist nur möglich, wenn ‚reference‘ und ‚sense‘ eines rhetischen Aktes zur Deckung kommen (vgl. Austin 2002:111).

¹¹⁹ Eike von Savigny übersetzt ‚illocutionary force‘ mit ‚illokutionärer Rolle. In Kapitel 5 wird ausgeführt, dass diese Übertragung eine Verzerrung darstellt. Sie rückt die Wirkung von Illokutionen in die Nähe von dem ‚Gebrauch von Sprache‘, was für Austin das Problem des *so tun als ob* beinhaltet und so keine Illokution, sondern eher einer Perlokution darstellt (vgl. Austin 2002:121).

Gegensatz dazu werden mit der Perlokution Wirkungen hervorgebracht, sie liegen somit nach dem Akt. Das Vollziehen einer Illokution hat ebenfalls Konsequenzen, welche sich aus ihrem Gelingen ergeben, was allerdings die Konsequenz der Perlokution ist, kann nicht antizipiert werden, da aufgrund der offenen Form des Aktes nicht gesagt werden kann, wann er als vollzogen angesehen werden kann. In dieser Arbeit gilt daher das Interesse den illokutionären Akten, da sie aufgrund ihrer notwendigen Konventionalität typisierbar sind und so zu Aussagefunktionen in Beziehung gesetzt werden können. Perlokutionen hingegen sind in ihrer Gesamtform nicht bestimmbar. Darin drückt sich allerdings die Schwierigkeit der Bestimmung von Lokutionen überhaupt aus. Schließlich kann eine Nuance im Vollzug des Aktes darüber entscheiden, ob es als ein illokutionärer oder ein perlokutionärer Akt rekonstruiert werden kann. Bei der Bestimmung der illokutionären Akte muss vorrangig die Wirkungsweise der *illocutionary force* geklärt werden, da sie, ähnlich der Aussagefunktion, einen Sachverhalt bewirken kann.

Friedrich Christoph Dörge fasst drei Effekte zusammen, welche nach Austin die *illocutionary force* kennzeichnen: a) securing uptake, b) bringing about states of affairs und c) invite by convention a response or sequel (vgl. Dörge 2000:129). Das wichtigste Moment scheint 'securing uptake' zu sein, da Dörge b) auf die Geglücktheitsbedingungen bezieht, also jene Konventionsregeln, die in Kapitel 4.1 diskutiert wurden und c) als zum perlokutionären Akt gehörig bezeichnet -wobei dann fraglich ist, warum er dieses Kriterium überhaupt unter den Effekten des illokutionären Aktes aufführt- (vgl. ebd.:130). Dörge übersetzt nun a) mit „Das Bewirken von Verstehen beim Adressat“ (ebd.:129) und Savigny die betreffende Stelle mit „das Verständnis sichern“. (Austin 2002:134) Zwar liegen beide Übersetzungen nah beieinander, dennoch kann die Auffassung, die in dieser Arbeit vertreten wird, beiden nicht zur Gänze folgen. Dörge übersetzt formal: Der Sprecher ist ein anonymes ‚man‘, aber das Verb verstehen suggeriert ein intentionales ‚man‘, welches verstanden werden will. Bei Savignys Variante verschiebt sich der Fokus ein wenig in Richtung Handlung als Form, welche allerdings ebenfalls noch verstanden werden will. *Die Frage ist nun: Wozu dient Konventionalität als immanenter Bestandteil des illokutionären Aktes, wenn nicht, um zu gewährleisten, dass von Intentionalität abgesehen werden kann. Dass die Handlung gültig ist bzw. gelingt, wenn auch die Sprecherintention im Dunkeln bleibt?* Man kann schlicht fragen, ob *uptake* nicht mit Aufnahme übersetzt werden kann, denn soll der illokutionäre Akt gelingen, muss Anschlussfähigkeit an die Äußerung gewährleistet werden. Bevor dies beantwortet wird, soll die Charakterisierung der Illokution von Austin konsultiert werden. Den deutlichsten Hinweis für obige Annahme liefert Austin mit der ersten Abgrenzung der Illokution zur Perlokution. Wenn etwas gesagt wird, so kann man davon ausgehen, dass die Äußerung mit einer bestimmten Absicht getan wird, bestimmte Wirkungen bei einem Hörer zu erzielen. Wenn man dies als einen Normalfall voraussetzt und damit „den Sprecher als Täter einer Handlung bezeichnet, in deren Namen der lokutionäre und der illokutionäre Akt nur indirekt oder überhaupt

nicht vorkommen.“ (Ebd.: 119) Wenn eine solche Handlung vollzogen wird, dann wird damit ein perlokutionärer Akt bezeichnet (vgl. ebd.). Die Unterscheidung bleibt dadurch aber opak. Eindeutig erscheint lediglich, dass über eine Äußerung nicht erkannt werden kann, welcher Status dem ganzen Akt zukommt und die Zusammenhänge zwischen den Akten scheinen enger zu sein, als bisher angenommen. Dörge recurriert an dieser Stelle darauf, dass explizit performative Äußerungen genau das bedeuten, was getan wird. Expliziert man nun den illokutionären Akt, so kann man ihn laut Dörge zweimal identifizieren: „Einmal in *oratio recta*, als tatsächlich vollzogener illokutionärer Akt, und einmal in *oratio obliqua*, als Bedeutung des beim Vollzug verwendeten Satzes bzw. der daraus „reduzierten Sprecherbedeutung.“ (Dörge 2000:131, Hervh. im Orig. Staples) Diese Feststellung kann sich als hilfreich erweisen, da mit ihrer Rede auf die performative Reduktion und die Funktion der Konventionalität verwiesen wird, zu welcher Austin sehr dezidiert sagt, „daß der illokutionäre Akt eine konventionale Handlung ist: eine Handlung, die als eine getan wird, die unter diese Konvention fällt.“ (Austin 2002:122) Auf diese Weise erweitert Austin den Handlungsbegriff nochmals und integriert damit das Sprechen in eine allgemeine Handlungssituation. Der illokutionäre Akt ist also nicht ausschließlich an verbale Äußerungen gebunden, allerdings an Konventionen¹²⁰. Die Funktion der Konventionalität ist für das Gelingen eines illokutionären Sprechaktes maßgeblich, deswegen muss dieser Begriff an dieser Stelle erläutert werden. Die Konventionalität des Sprechhandelns bezeichnet eine Regelmäßigkeit des Verhaltens, die sich dadurch auszeichnet, dass ein spezifisches Verhalten erwartet wird. Insofern kann konventionales Handeln auch als eine besondere Handlungsform verstanden werden, die auch nur situativ etabliert werden kann. John Helmer hat pointiert deutlich gemacht, dass Konventionalität nicht allein von allgemeingültigen Regeln abgeleitet werden kann, sondern ebenso in actu installiert wird (vgl. Helmer 1971:70f.). In dieser Hinsicht wird nach Ansicht dieser Arbeit der Konventionalität von Illokutionen eine Existenzfunktion zugeschrieben, da durch diese Form zu handeln Wissen in einer spezifischen Form in Erscheinung und in Beziehung zu anderen Aussagen tritt.

4.4 Konventionales Handeln und ‚illocutionary force‘

An dieser Stelle muss kurz repetiert werden, welchen Ausgangspunkt Austins Überlegungen genommen haben. Begonnen wurde mit der Entdeckung, dass Aussagen, Äußerungen (utterances)

¹²⁰ Austin führt als Beispiel die Verbeugung an. Damit macht er deutlich, dass illokutionäre Akte nicht an die Äußerung von verbalen Performanzen gebunden sind. Die Verbeugung ist ein stummer, körperlicher Akt, dabei nur im Rahmen einer spezifischen Konvention als ein illokutionärer Akt anschlussfähig (vgl. Austin 2002:124).

zu beobachten sind, welche sich dem Code wahr/falsch entziehen, sodass es den Anschein hatte als würde der Sprecher etwas tun, indem er etwas sagt. Aufgrund dieser Feststellung führt Austin die Unterscheidung zwischen performativen und konstativen Äußerungen ein. Nachdem die performativen scheinbar anderen Regeln unterliegen als die konstativen, entwickelt Austin anhand von zahlreichen Beispielen Gelingenbedingungen, welche nötig sind, damit Performativa als solche identifiziert werden können. Diesen Bedingungen stellt Austin die entsprechenden Fälle des Misslingens gegenüber und betont so die Immanenz des Fehlers in der Sprechhandlung. In der Unterscheidung Gelingen/Misslingen stellte sich heraus, dass performative Sprechakte auf Konventionen angewiesen sind, ihre Form über die Ebene einer singulären Äußerung hinausgeht. Dazu gesellt sich die Feststellung, dass es ebenso Konstativa gibt, die man nicht nur nach dem Code wahr/falsch beurteilen kann, sondern danach ob sie gelingen oder nicht. Erst dann können sie ihre Wirkung als Feststellung entfalten. Im weiteren lässt sich die Geltung der Unterscheidung weder durch die grammatikalisch geprägte performative Reduktion herstellen, noch durch eine exemplarische Sprachmittelgenealogie (vgl. Austin 2002:93ff.). Alle Tests und getroffenen Unterscheidungen führen darauf zurück, dass sie als unzureichend zu gelten haben, um mit der Mannigfaltigkeit der sprachlichen Handlungen fertig zu werden (vgl. ebd.: 96). Aus diesem Grund schiebt Austin die Unterscheidung performativ/konstativ beiseite und fragt danach, aus welchen Elementen sich eine Äußerung im Vollzug zusammensetzt. Diese Analyse gipfelt in der Lokution, mit deren Hilfe sich auch die Formen der Illokution und der Perlokution identifizieren lassen. Kurz gesagt entwickeln sich Austins Überlegungen von streng sprachphilosophischen Fragen hin zur Skizze einer Handlungstheorie, die sich im Medium des Sprechens beschreiben lassen. Unter dieser Prämisse erledigt sich das Problem der Unterscheidung von performativer und konstativer Äußerung fast von selbst, denn: „Haben wir uns einmal klargemacht, daß wir *nicht* den Satz, sondern die Äußerung in einer Sprechsituation untersuchen müssen, dann können wir überhaupt nicht mehr übersehen, daß eine Handlung vollzieht, wer eine Feststellung trifft.“ (Ebd.:158, Hervh. im Orig. Anm. Staples) Damit bildet das Feststellen keinen Gegensatz mehr zu performativen Sprechakten, sondern stellt als eine Sprechhandlung, eine Klasse von Illokutionen dar (vgl. ebd.:165).

Weiter oben wurde bereits auf einen Satz von Austin aufmerksam gemacht, der den Schluss nahe legt, dass Perlokutionen Illokutionen darstellen, in welchen das subjektive Moment, den Rahmen der Konventionalität sprengt. Die Wirkung der Handlung zeigt sich nicht in der Handlung selbst, wie in der Illokution, sondern erst in folgenden Handlungen.¹²¹ Auch Illokutionen haben Wirkungen, indem sie den Sprecher mit der illokutionären Handlung auf etwas Bestimmtes, Kon-

¹²¹ Zum Vergleich bietet sich die Theorie kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas an, deren drei Hauptelemente instrumentelles, strategisches und kommunikatives Handeln sind. Am ehesten ließen sich perlokutionäre Akte mit strategischem Handeln vergleichen, wenn auch Habermas kommunikative Basis eine universalpragmatische ist und Austins viel deutlicher pragmatisch angelegt ist, mit einer wiederkehrenden Skepsis gegenüber Idealisierungen (vgl. Krämer 2001).

ventionales festlegen. In der Perlokution ist die Wirkung keine verpflichtende Konsequenz, vielmehr ist sie nicht vorhersehbar¹²². Austins Beispiel dazu lautet: „Er hat mich überredet, sie zu erschießen.“ (Ebd.:119) Die Handlungskonsequenz, das Erschießen, kann nicht zwingend aus dem perlokutionären Akt, dem Überreden abgeleitet werden. Im Gegensatz zu illokutionären Akten wie dem Versprechen, dem sich Entschuldigen, dem Heiraten, Taufen, Urteile verkünden oder dem Beichten. Hier beginnt deutlich zu werden, dass die Konventionalität, die über eine Sprachkonvention hinausgeht, eine Besondere ist. Denn diese Konventionalität speist ihre Verpflichtungskonsequenz aus dem Umstand, dass illokutionäre Akte sprachliche und soziale Handlungen sind¹²³. Dörge fasst zusammen, dass illokutionäre Akte nicht nur Kommunikationshandlungen sind, sondern immer auch „intentional vollzogene soziale Handlungen“. (Dörge 2000:142) Dabei kommt die von Dörge bereits erwähnte Differenz von *oratio recta* und *oratio obliqua* zum Tragen. Zweierlei Illokutionen erscheinen in der Äußerung. Dies führt schließlich zu der Annahme, dass „der Erfolg konventionaler illokutionärer Akte wird durch Konventionen überhaupt erst ermöglicht und kann bei Erfüllung bestimmter Bedingungen gar nicht ausbleiben.“ (Ebd.:135)

Daran schließt sich nun der letzte Punkt an, wie *illocutionary force* und Konventionalität zueinanderstehen. Die *force* scheint als eine analytische Klammer zu fungieren, die den Akt und seine verpflichtenden Folgen durch das Vollziehen der Äußerung miteinander verbindet. Die *force* verknüpft ebenso die unterschiedlichen Dimensionen des Aktes, die des Sprechhandelns und des Handelns, welches in einen übergeordneten sozialen Zusammenhang eingebunden ist. Dabei gilt es, noch auf ein Spezifikum Austins aufmerksam zu machen: Dass ein illokutionärer Akt gelingt oder nicht, hängt von der Situation ab, welche man mit der Illokution bezeichnet. Auch wenn aufgrund der Konventionalität und den damit verbundenen Regeln der *uptake* gesichert sein sollte, so entscheidet sich dieses Gelingen schließlich in der spezifischen Situation, welche über den Satz der Äußerung hinausgeht¹²⁴. In diesem Sinne könnte man der *illocutionary force* eine Existenzfunktion für illokutionäre Sprechakte zuschreiben. „Wie es um die *illocutionary force* im Sprechakt bestellt ist, vermag der Empfänger in der Regel nur dem situativen Kontext der Äußerung zu entnehmen.“ (Iser 2002:133) Iser unterscheidet gleichermaßen die Kommunikationshandlung und die das Sprechen transzendierende Handlungssituation. Allerdings impliziert er damit ein intersubjektives Kommunikationsmodell in der Form, dass die ‚Rolle‘ des illokutionären Sprechakts wieder auf eine semantische Ebene (Kompetenz) reduziert wird, da er von Savignys Übersetzung von ‚illocutionary force‘ mit ‚illokutionärer Rolle‘ teilt, denn für Iser

¹²² Zur engen Verbindung von Illokution und Perlokution hinsichtlich ihrer Wirkungen siehe auch Searle 1983:42.

¹²³ Selbstverständlich sind auch Perlokutionen soziale Handlungen, man kann jedoch sagen, dass ihre soziale Funktionalität differiert. Perlokutionen dienen eher dem Ausdruck individueller Interessen, während Illokutionen im (virtuellen) Angesicht einer *communio* vollzogen werden (vgl. Krämer 2001:146).

¹²⁴ Siehe dazu Austins insistieren auf die Situation der Rede Austin 2002: 157f. und 165

gelingen Sprechakte nur in dem Maße, „in dem der Empfänger die Rollenintention des Sprechers erkennt und gleichzeitig der damit verbundenen Rollenerwartung entspricht.“ (Ebd.) Damit reduziert sich allerdings die Funktion des Sprechaktes auf des Beherrschens von semantischen Regeln, wie bspw. Sprechakte bei John R. Searle diskutiert werden¹²⁵ und dessen Modell Dörge in seiner Dissertation als ein nicht-austianisches analysiert hat¹²⁶. Eine starke Interpretation von ‚illocutionary force‘, wie sie in dieser Arbeit vertreten wird, geht davon aus, dass die Konvention illokutionäre Wirkung erzeugen kann, auch ohne, dass Rollenintention des Sprechers und sichtbare Rollenübernahme des Empfängers zur Deckung kommen.

Im Sinne dieser Arbeit und der eben dargestellten Rezeption der Konzeption von Austins Theorie der Sprechakte scheint es angebracht davon zu sprechen, dass die *illocutionary force* eines Sprechaktes, welcher aus mehreren Teilen besteht als aus der performativen oder konstativen Äußerung, irreduzibel ist auf die Sprecherintention und ein dementsprechendes Hörerverständnis. Mit der Theorie der Sprechakte von Austin scheint ein theoretischer Entwurf gegeben, der ebenfalls versucht Ereignis und Struktur zusammenzudenken, gezeigt anhand von Äußerungen. Deswegen wird in den folgenden beiden Abschnitten zuerst in analytischer, dann konkret exemplarischer Weise untersucht, inwiefern sich für Aussage und Illokution nicht doch Biunivozität feststellen lässt. Zuerst werden die beiden Formen nun hinsichtlich ihrer Funktionalität und Stellung innerhalb von Ordnungsprozessen untersucht. Im Anschluss wird ihr Zusammenwirken in der spezifischen Form der Beichte, als paradigmatischem Bestandteil des Geständnisdispositivs, dargestellt.

¹²⁵ Siehe dazu Searle 1983.

¹²⁶ Siehe dazu Dörge 2000:142ff. und Dörge 2004.

5.0 Biunivozität: Die Verbindung von Aussagefunktion und ‚illocutionary force‘

In den vorangegangenen Darstellungen, die die Aussagefunktion und illokutionäre Akte rekonstruiert haben, kristallisierten sich folgende Begriffe heraus, die geeignet erscheinen für eine nicht reduktionistische Beschreibung der Ordnung von Wissen: Ereignis, Struktur, Prozess bzw. prozesshafte Ordnung, Existenzfunktion der Aussage, wiederholbare Materialität, Performanz, Sprech-Akte und *illocutionary force*. Den gewöhnlichen Sprechakten und ihrer systematischen Beschreibung von John Austin kommt dabei eine Schlüsselrolle zu, da diese, ähnlich den Aussagen, versuchen Ordnung in der Ereignishaftigkeit oder im Prozess zu beschreiben und nicht als eine dem Sprechen vorgelagerte, handlungsdeterminierende Struktur.¹²⁷

Das besondere Moment der Aussage findet sich wiederum in ihrer besonderen Funktion, eine Existenzfunktion zu sein. *Dadurch und indem* sie diese Funktion ausübt, erscheint sie einerseits als ein Element von diskursiven Formationen und andererseits als ihr Konstituens. Um diese paradoxe Form zu beschreiben, skizziert Foucault vier funktionale Bedingtheiten¹²⁸, wobei dem Begriff der wiederholbaren Materialität die größte Bedeutung zukommt. Mittels dieser Erscheinungsform beschreibt Foucault die Singularität der Aussage in ihrer Wiederholung.¹²⁹ Ebenso

¹²⁷ Austin argumentiert seine Theorie auf der Basis ‚konventioneller‘ Sprechakte, also Sprechakte deren Form weitestgehend geläufig ist, wie Handlungen des Versprechens, des Entschuldigens, des ‚Anerkennens‘ und wie auch in diesem Kontext noch relevant, Formen des Gestehens. Dabei ist mit der Konventionalität ein Element angesprochen, dass sich nicht in der Sprachkonventionalität erschöpft, wie das der Fokus bei Searle ist (vgl. Searle 1983:38). Die Konventionalität Austins ist immanenter Bestandteil der Wirkung von Illokutionen, Dörge nennt das Beispiel der Verpflichtungsübernahme, wenn man ein Versprechen gibt. Dieses verpflichtet sein stellt allerdings keine sprachliche Konvention dar, sondern vielmehr eine institutionale (vgl. Dörge 2000:140).

¹²⁸ Siehe dazu Foucault 1981:154ff. und in dieser Arbeit Kapitel 3.

¹²⁹ In Anthony Giddens Theorie der Strukturierung finden sich scheinbare Parallelen zur Aussagetheorie Foucaults. Insbesondere scheinen zwischen Giddens Begriff des Strukturmoments und der wiederholbaren Materialität der Aussagen Foucaults Ähnlichkeiten im Ereignisbegriff erkennbar. Die Differenzen treten jedoch rasch hervor, wenn man Giddens Dictum von der Strukturierung sozialer Systeme, welche nach Giddens in Interaktionszusammenhängen produziert und reproduziert werden, mit Foucaults Verständnis des Aufbaus diskursiver Formationen vergleicht: „Solche Systeme (soziale, Anm. Staples) gründen in den bewußt vollzogenen Handlungen situierter Akteure, die sich in den verschiedenen Handlungskontexten jeweils auf Regeln und Ressourcen beziehen.“ (Giddens 1997:77) Dieses Verständnis von sozialen Systemen spricht für eine vereinheitlichende Vorstellung von Gesellschaft, eine totalisierende Konzeption, die zwar eine dynamische Komponente des Vorgangs des Strukturierens beinhaltet, allerdings sich nicht ganz von der Figur eines präformierenden Hintergrunds (siehe die Definition von Strukturprinzipien; Giddens 1997:69) lösen kann. Am ehesten ist hier eine Verwandtschaft mit dem Begriff der Episteme aus „Die Ordnung der Dinge“ (Foucault 1994) zu erkennen, der Schwerpunkt auf Ereignishaftigkeit und Diskontinuität wie in der Archäologie des Wissens lässt sich bei Giddens nicht feststellen. Darüberhinaus geht Giddens noch von einem stärkeren, zentrierterem Subjektbegriff als Foucault aus, wie obiges Zitat zeigt. Denn Foucaults Anspruch ist es gerade, dass *Strukturierungsakte* zwar immanent ereignishaft sind, allerdings irreduzibel auf ‚einen‘ gründenden Akteur. Insofern ist Giddens als eine Zwischenstellung anzusehen, die das intentional handelnde, sinnstiftende Subjekt nicht völlig aufgeben kann, es allerdings zum Teil der Gnade sozial bedingter Praktiken aussetzt. Zu den Strukturbegriffen bei Giddens und Foucault siehe Hamedinger

ist diese Materialität und die mit ihr gleichzeitige Existenzfunktion das Hauptargument, um die Aussage von anderen analytischen Begriffen des Sprechens abzugrenzen und ihr damit implizit eine Wissen ermöglichende und formende Rolle zuzuschreiben¹³⁰.

Was Foucault in seiner Charakterisierung von Aussagen vernachlässigt, ist das Zusammenspiel und die verändernde Kraft von ‚gewöhnlichen‘ Sprechakten für die Funktionalität von Aussagen. *Im Hintergrund wird dabei ebenso die Fragestellung mitgetragen, welche Rolle den Sprechern zukommt, sowohl in der Frage nach der analytischen Konzeption von Subjektpositionen des Sprechens, also auch der performativen Handlungsmacht von empirischen Individuen.* Gezeigt werden soll im Folgenden, dass die von Foucault gedachte Rolle der Aussage als einer analytischen Entsprechung einer Gleichursprünglichkeit von Ereignis und Struktur des Wissens, nur wirksam sein kann, wenn einerseits die Performativität von Sprechakten und, die durch die Performativität mitgetragene Kontingenz der Sprechaktform, mitbedacht wird in einem Ordnungsmodell, welches so erst dem von Foucault aufgeworfenen Gedanken einer Ordnung von Wissen, die sich über dynamische Beziehungen von Wissens-elementen herstellt, gerecht werden kann. Anhand eines solchermaßen kritisch aktualisierten Modells von performativen Aussagen, welches wiederum auch der Annahme der Beziehungshaftigkeit diskursiver Formationen entgegenkommt, kann dann die mehr als wichtige Problematisierung vorgenommen werden, welche ‚Funktion‘ Sprechern bzw. Subjekten möglich ist und welcher Art Strategien sein können, denen es angelegen ist, solche zentrifugalen Kräfte der Produktion und Zirkulation von Wissen zu lenken.

Diskurse werden als Wissensordnungen verstanden, die sich zu großen Teilen aus ernsthaften Sprechakten zusammensetzen.¹³¹ Aussagen und illokutionären Akten ist eine Funktionalität gemeinsam, die ihre ebenfalls gemeinsame Erscheinungsform, (hauptsächlich) das gesprochene Wort, transzendiert. Aussagen bezeichnen die historisch kontingente Verflechtung und damit Positivität von Wissen, damit stehen sie vertikal auf Illokutionen, deren Funktionalität in der Wirkung ihrer Performanz begründet wird. Die gemeinsame Funktionalität von Aussage und illokutionärem Akt referiert auf die Beschreibung von Ordnungen des Wissens. Diese Ordnung ist verankert in Praktiken, eine Analyse der Wissensordnung kann mithin nur erfolgen, wenn hin-

1998:62ff., der an dieser Stelle auf die fundierende Notwendigkeit von handelnden Individuen zur Struktur-bildung hinweist.

¹³⁰ Bernhard Waldenfels etwa führt die Aussage an als die Begrenzung eines Bereichs, in dem dann spezifische Referenten auftreten können und Sinn sich entfalten kann. Und bezogen auf die wiederholbare Materialität entgegnet er auf Manfred Franks Forderung nach der ‚irreduziblen Einmaligkeit des Individuellen, dass dieses „also nur dann sichtbar und sagbar ist, wenn es sich von anderem abhebt und wiederholbare Züge annimmt, d.h., wenn es kein reines Individuum ist.“ (Waldenfels 1991:287) Und zu Manfred Frank siehe Frank 1983:221f.

¹³¹ Vergleiche dazu bspw. Foucaults Rede davon, dass die Archäologie nicht versucht die spezifische Struktur von Wissenschaft zu beschreiben, sondern das Gebiet des Wissens, siehe Foucault 1981:278 oder auch 230f.

reichend geklärt ist, wie das Verhältnis von Praxis und Ordnung von dem Beobachter rekonstruiert werden kann.¹³²

5.1 *Raum der Praxis*

Die Intuition dieser Arbeit ist es, zu untersuchen, ob zwischen der Funktion von Aussagen und performativen Sprechakten eine, über die von Foucault diskutierte, hinausgehende Verbindung feststellbar ist; und falls dies der Fall ist, zu analysieren, welche Rolle in Wissensordnungen diese Verbindung spielen kann und welche Implikationen gegenüber einem spätmodernen Subjekt, sich daraus ergeben können. Die ersten Anhaltspunkte, die sich für ein derartiges Interesse bieten, haben sich bei Foucault in der Diskussion um die Definition der Aussage und der Erläuterung ihrer besonderen Erscheinungsform in der wiederholbaren Materialität gefunden (vgl.:Kap.3). Die dabei erörterte Funktionalität von Aussagen, beschreibt Pravu Mazumdar als Raum: „Aus der Tatsache, dass die Aussage die Bedingung der *Existenz* (Hervh. im Orig. Anm. Staples), das heißt, des blanken historischen Aufgetauchtseins einer Zeichenfolge beinhaltet, folgt, dass sie nicht als eine Substanz, eine Essenz, ein diskursives Atom anzusehen ist, sondern als Raum.“ (Mazumdar 2008:545) Daraus folgt allerdings auch, dass der Versuch der Individuierung einer Aussage unweigerlich ins Leere fährt, da ein Raum nur über sein Außen bestimmt werden kann. Dies verweist auf das Dictum Foucaults, dass Aussagen stets und untrennbar in ein Aussagefeld eingebettet sind, dass die Verwobenheit des Feldes, das sich irgendwann zur diskursiven Formation verdichtet, erst den Blick auf eine positive Form des Feldes freigibt (vgl. Foucault 1981:144). Die nicht-diskursiven Praktiken müssen ebenfalls als konstitutiv für diesen Raum mitgedacht werden.¹³³ In der Diskussion um die charakteristischen Eigenschaften der diskursiven Formation wurde festgestellt, diese öffnet ebenfalls Räume über die Vielfalt der Beziehungen, in denen ihre Elemente zueinanderstehen. Diese multiplen Beziehungen kommen über diskursive Praktiken zum Ausdruck, welche schließlich auch ihr empirisches Erscheinen gewährleisten (vgl. Kap.2).

¹³² Bernhard Waldenfels argumentiert, dass Foucault sich mit seinen Ordnungskonzepten der Episteme (Wissensordnung) und der des Diskurs (Redeordnung) in eine Sackgasse manövriert hätte, indem er die Funktionalität, der Aussage vorbehält, und nicht auf die unterschiedlichen Dimensionen menschlichen Verhaltens ausdehnt (vgl. Waldenfels 1991:291).

¹³³ Hier muss wieder das, von Foucault nicht explizit ausgeführte, Verhältnis der tertiären zu den primären Beziehungen des sozialen Raumes problematisiert werden (vgl. Foucault 1981:67f.).

Dabei wird unweigerlich das Problem aufgeworfen, wie der Raum¹³⁴ der Aussage, welcher über Beziehungen diskursiver Formationen begrenzt wird, zum Gesagten wird¹³⁵. Oder anders gefragt: Wie sich die Negativität des Raumes in die Positivität einer Äußerung wandelt? Waldenfels greift dieses Problem in der analogen Feststellung auf, dass „Foucault unter diskursiver Praxis nicht eine *Handlung*, sondern eine *Handlungsform* versteht, die selber durch eine Gesamtheit von Regeln charakterisiert ist.“ (Waldenfels 1991:293, Hervh. im Orig. Anm. Staples) Waldenfels wirft Foucault vor er würde einen infiniten Regress produzieren, wenn lediglich eine Gesamtheit von Regeln als Begründung für diskursive Praktiken angeführt würde „und ein Handeln und Reden, das bestimmten Regeln unterliegt, erzeugt ebensowenig eine Ordnung.“ (Ebd.) Waldenfels Unbehagen gegen die immanente Regelmäßigkeit von Diskursen scheint sich aus einem Regelbegriff zu speisen, der einer deduktiven Logik folgt, einem Determinismus, der nur sich selbst determiniert. Dementsprechend liegt für ihn der Ausweg außerhalb des Diskurses, in einem Anstoß, der eine Verregelung notwendig macht. Diese Sicht kulminiert abschließend in der Hoffnung, „daß sich die diskursiven Ereignisse nie definitiv einer Ordnung fügen“ und so einen Ort bezeichnen, „der prekär und unbestimmt *bleibt* (Hervh. im Orig. Anm. Staples), weil er nicht völlig in die Ordnungen der Diskurse eingeht.“ (Ebd.:294) Es scheint als könne Waldenfels den Begriff der Regelmäßigkeit nicht akzeptieren und versucht sich zu behelfen, in dem er ein Abhängigkeitsverhältnis herstellt, in Gestalt von Original und Wiederholung¹³⁶. Dagegen scheint Foucaults Intention eben jene zu sein, dass man sich als Archäologe nicht jenseits des Diskurses stellen kann und vor allen Dingen nicht vor ihn¹³⁷ (vgl. Foucault 1981:73).

Worauf Waldenfels in seiner Betrachtung zuwenig eingeht, ist das diskursive Ereignis und das semantische Oszillieren des Regelbegriffs hin zur und in der Regelmäßigkeit.¹³⁸ Denn einfach

¹³⁴ Der ‚Raum‘ einer Aussage ergibt sich aus der Foucaultschen Definition, wonach Aussagen kein Korrelat besitzen, sondern mit einem Referential verbunden sind und gleichzeitig existenznotwendig in einem assoziierten Feld erscheinen. Siehe Foucault 1981:133f. und 139f. und Kapitel 3.1.2 bis 3.1.5.

¹³⁵ Dabei wird nicht die anthropologische Frage gestellt, wie ‚etwas‘ sprechen möglich ist, sondern es wird davon ausgegangen, dass Sprechen gegeben ist. Die Form ist dabei nachrangig, also kann damit das verbale Sprechen, Schrift oder auch Gebärdensprache gemeint sein, kurz systematisierte Kommunikationsordnungen. Zur anthropologischen Fundierung der Sprache siehe bspw. Gehlen 1962:267-290.

¹³⁶ Derrida hat sich dieser Frage in Gestalt der Iterabilität angenommen, welche im Folgenden noch zur Sprache gebracht wird. Dahinter steht ebenfalls die Frage nach dem Fundamentalen und dem Abgeleiteten. Siehe dazu Kapitel 5.5.2.

¹³⁷ Frank Bettinger schreibt hierzu, dass „der Mensch nur „auf einem Hintergrund bereits Begonnenen“ wahrnehmen, denken, deuten und handeln kann.“ (Bettinger 2007:77) Im Anschluss daran spitzt er diesen diskursiven Existenzialismus noch weiter zu, indem er Wahrnehmung nicht mehr als die Aneignung von objektiver Wirklichkeit versteht, sondern als Interpretation und Kategorisierung von Erfahrungen, welche dann wiederum sich an der ‚Matrix‘ des Diskurses orientierend, diese in ihrer Normalität wieder reproduziert (vgl. ebd.:78).

¹³⁸ Diese Äquivalenzbeziehung stellt Foucault mehrfach her, was einerseits die Nähe zum Wittgensteinschen Sprachspiel birgt, worauf bspw. Mottier hinweist (Mottier 1999:143). Allerdings stellt er damit auch die Strenge der Regelhaftigkeit in Frage. Volbers wiederum liest Foucault komplementär zu Wittgenstein, worin sich durch Foucaults spezifisch historischen Blick die Wittgensteinschen Begriffe des Sprachspiels oder der Lebensform in einen fruchtbaren Zusammenhang zur ‚Arbeit an sich‘ setzen lassen (vgl. Volbers 2009:203ff.).

formuliert, ist eine Regelmäßigkeit lediglich ein Muster von sich wiederholenden Ereignissen, wobei die Ereignisse nicht gleich sein müssen, um die Form einer Regelmäßigkeit zu bilden. Foucaults Anspruch liegt hierbei in dem bereits angesprochenen Modell der Gleichursprünglichkeit von Ereignis und Struktur, was insofern radikal ist, da es die Funktion des konstituierenden, sich selbst setzenden Subjekts, zugunsten einer Praxis, die irreduzibel auf ein stiftendes, einzigartiges Individuum ist, suspendiert¹³⁹. Foucault ist ebenfalls nicht daran gelegen Strukturprinzipien aus der Positivität des Diskurses auszufällen, deren Regelwerk DIE Ordnung der Dinge festlegt wie Waldenfels' Kritik nahe legen könnte, sondern Foucault sucht nach der Kontingenz in der scheinbar fest gefügten Ordnung des Gesagten und Gewußten. Das Wissen von Etwas ist diskursiv geprägt und gleichzeitig prägt das Etwas auch den Diskurs. In der Ordnung des Diskurses spitzt Foucault diese Haltung zu:

„Die geringfügige Verschiebung, die hier für die Geschichte der Ideen vorgeschlagen wird und die darin besteht, daß man nicht Vorstellungen hinter den Diskursen behandelt, sondern Diskurse als geregelte und diskrete Serien von Ereignissen diese winzige Verschiebung ist vielleicht so etwas wie eine kleine (und widerwärtige) Maschinerie, welche es erlaubt, den Zufall, das Diskontinuierliche und die Materialität in die Wurzel des Denkens einzulassen.“ (Foucault 2003:38)

Die Serialität als Eigenschaft von Diskursen und auch das Moment der Diskontinuität, dass also eine Ordnung sich nicht organisch aus der vorhergehenden entfaltet, somit eine ideale Ordnung

¹³⁹ Andreas Reckwitz sieht Foucault innerhalb seiner Forschungsperspektive einen analytischen Turn auf sozial sinnhafte Praktiken vollziehen, der sich von einem „rigiden Antimentalismus einer ‚Kultur-als-Text‘-Ansatz der *Archäologie*“ hin zu einer handlungstheoretischen Wissensanalyse rund um ein ‚self-interpreting-animal‘. (Reckwitz 2000:302) Dies ist kein Widerspruch, keine ‚Wiederentdeckung des Subjekts‘ von Foucault, sondern der gemeinsame Ort beider Wissensanalysen sind Praktiken. Für Reckwitz weist die Auseinandersetzung Foucaults mit der Materialität von Aussagen den gleichen Weg der Äußerlichkeit von Praxis, auf Basis von Zeichensequenzen, wie es für die Archäologie des Wissens gilt, als auch auf Basis von Körperpraktiken, die im Mittelpunkt des Spätwerks stehen (vgl. ebd.:306). Als problematisch an der Auffassung von Reckwitz erscheint die Verkürzung, die die Aussagenanalyse erfährt, denn Foucault setzt sich zwar hauptsächlich mit der Analyse, bzw. einer Methodologie zur Extrapolation von diskursiven Praktiken auseinander, jedoch wird die Rolle der nichtdiskursiven Praktiken stets mitgetragen. Reckwitz Interpretation kann auch irreleitend sein, da sein Fazit lautet, dass bei Foucault Praktiken zunächst immer nur als diskursive Praktiken erscheinen, „definiert als Ketten von Aussagen, die über vorgeblich autonom-zeichenimmanente Formationsregeln strukturiert sind, die vorgeben, was als >wirklich< gelten kann, so versteht Foucault soziale Praktiken am Ende als regelmäßige körperliche Hervorbringungen.“ (Ebd.:307f.) Diese Hervorbringungen hängen ab von spezifischen Mustern der Selbst- und Fremdinterpretation, welche sich vor dem Hintergrund eines übersubjektiven Wissenscodes abspielen, was Foucault quasi als Vorläufer zum praxeologischen Konzept von Pierre Bourdieu erscheinen lässt (vgl. ebd.:308). Diese Nähe soll nicht bestritten werden, nur scheint Reckwitz verschiedene Aspekte des Foucaultschen Werks, verschiedene Perspektiven auf die Wirklichkeit, zu homogenisieren. Subjekt und Praxis werden in dieser Arbeit als der Ariadnefaden im Werk Foucaults gesehen, allerdings scheint es angeraten die unterschiedlichen Ebenen der Praktiken analytisch trennscharf zu halten. Was allerdings bedeutet, dass das von Reckwitz rezipierte, subjektorientierte Basis-Überbau-Modell nicht zulässig ist. Die diskursiven Praktiken lassen sich nicht aus den nicht-diskursiven herausrechnen, ebenso wie Reckwitz keine explizite Unterscheidung trifft zwischen den Körperpraktiken, die zumindest als Manifestationen der Disziplinierung anzusehen sind, jenen der Pastormacht und schließlich Foucaults (idealistischem) Anspruch, die ethische Praxis des Selbst, angelehnt an die ‚parrhesia‘ (vgl. Foucault 1996 und 2004).

schon immer in jedweder Ordnung angelegt ist, sind bereits bekannt aus den vorangegangenen Diskussionen. Die Materialität der diskursiven Praktiken und die Besonderheit der wiederholbaren Materialität der Aussage ebenso. Lediglich der Zufall wird hier neu eingeführt und stellt die Frage nach seiner Funktion, vor allen Dingen vor dem Hintergrund der Überlegung, wie es möglich ist, dass an einer bestimmten Stelle der Geschichte über bestimmte Dinge in einer spezifischen Weise gesprochen wird. Zufall, Wissen ist nicht nur historisch und damit kontingent, sondern auch zufällig, beliebig? Man könnte darin einen Nihilismus vermuten, der Wahrheit und Bedeutung als Epiphänomene annimmt, wie ihn Dreyfuß/Rabinow gegenüber der Archäologie in Stellung gebracht haben (vgl. Dreyfuß/Rabinow 1987:113f).¹⁴⁰

In dieser Arbeit wird die *Zufälligkeit*, die eine Eigenschaft von diskursiven Praktiken bezeichnet, als ein Grenzausdruck aufgefasst¹⁴¹. Damit kennzeichnet Foucault die äußerste Grenze der Kontingenz und erhebt für die Archäologie den Anspruch äußerst kritisch gegenüber den diskursiven Sinnangeboten zu sein¹⁴². Ein Rekurs auf Zufälligkeit orientiert sich in der Untersuchung von Wissensordnungen daran, dass zwar das Sprechen sich auf Basis der Grammatik¹⁴³ realisiert, allerdings bleibt dabei die Varianz der sprachlichen Performanzen unbestimmbar, welchen von diesen dann das Statut¹⁴⁴ der Aussage zukommt, kann immer erst eine umfassende Analyse der Regelmäßigkeiten und Beziehungen erweisen.¹⁴⁵

Besinnt man sich auf das Problem des negativen Raumes, kann nun festgestellt werden, dass das Ereignis jener Moment ist, in dem das Sprechen zum Gesagten wird. Der Moment der Äußerung fällt in dieser Lesart zusammen mit der Positivität der Aussage. Die Zufälligkeit des Ereignisses

¹⁴⁰ Hinrich Fink-Eitel formuliert in dieser Hinsicht noch schärfer: „Seit langem vertrat Foucault ja die Überzeugung, daß die unmittelbar gelebten, eingeschliffenen Bedeutungen Illusion seien.“ (Fink-Eitel 1990:58) Dieser Schluss muss als unzulässig gekennzeichnet werden, da bspw. Dreyfuß/Rabinow auch explizit darauf hinweisen, dass Foucault Alltagsbedeutungen als gültig (und existent) akzeptiert (vgl. Dreyfuß/Rabinow 1987:115).

¹⁴¹ Die Figur der Grenze und ihrer Überschreitung im Diskurs geht Peter Bürger nach und beschreibt dabei das Denken Foucaults als eine Geste der Überschreitung. (Bürger 1991:100ff.)

¹⁴² Eine implizite Nähe zur Kritischen Theorie Frankfurter Schule ist hier durchaus beabsichtigt und wird von Foucault im Gespräch mit Ducio Trombadori auch zugestanden, siehe dazu Foucault 1996:82ff.

¹⁴³ Martin Haspelmath plädiert für ein Grammatikverständnis, dass diese als ein Nebenprodukt des Sprechens in der sozialen Interaktion versteht, entgegen den Nativisten, allen voran Noam Chomsky. (vgl. Haspelmath 2002:265)

¹⁴⁴ Foucault verwendet ‚Statut‘ in Abänderung von ‚Status‘, um die besondere Form der Aussage zu verdeutlichen. Dabei verschränken sich im Ausdruck Statut normative Elemente und materiale, die gemeinsam das Statut einer Aussage bilden. Foucault schließt daraus, dass Aussagen somit Ähnlichkeit mit Institutionen haben. Darin angelegt ist bereits, dass es strategische Interessen gibt sich Aussagen anzueignen (vgl. Foucault 1981:167f.).

¹⁴⁵ Unter Rekurs auf Austin ist die Zufälligkeit möglicherweise auch jenes private Moment eines Sprechers, mit dem sich eine Illokution in eine Perlokution verwandelt. Somit könnte man Sprecherintention als ein soziologisch nicht beobachtbares Moment in Beziehung setzen zur Zufälligkeit. Diese Behauptung beruht auf der Überlegung, dass man zwar in der Psychologie den Intentionen von Individuen auf die Spur kommen kann, in soziologischer Perspektive allerdings muss man sagen, dass dies ein blinder Fleck ist. Denn sobald Interaktion beobachtbar ist und damit ein genuin soziologischer Gegenstand, kann man sie nicht mehr auf die intentionalen Bewusstseinsäußerungen zweier Individuen reduzieren.

steht dabei der Ordnungsfunktion der notwendig in ein Aussagefeld eingebetteten Aussage entgegen, was der Gleichursprünglichkeit von Ereignis und Struktur entspricht¹⁴⁶. Susanne Krasmann bietet hierzu einen interessanten Vorschlag an, indem sie den Begriff der Simultaneität in den Diskurs einführt: „Diese Konstituierungsfunktion des Diskurses, dessen Auftauchen gleichzeitig zu denken mit dem Erscheinen von Gegenständen, ist eine Figur simultanen Denkens.“ (Krasmann 1995:247). Krasmann hält Simultaneität für den geeigneten Begriff, um ineinander verflochtene Prozesse zu beschreiben, wie es auch auf den Diskurs und seinen Gegenstand zutrifft (vgl. ebd.). Damit wird ein Denken ausgesetzt, das sich an den Prinzipien der Linearität und der Kausalität orientiert. Versucht man die letzten, verstreuten Aussagen aufeinander zu beziehen, welche Regelmäßigkeit sich an ihnen entdecken lässt und in welcher Form diese an die Konzeption Foucaults anschließbar sind, bzw. in welcher Weise dadurch ein Weg in das Labyrinth (vgl. Bürger 1991:104) gefunden werden kann, so orientieren sich die erwähnten Autoren an den Begriffen Beziehung und Prozess. Der negative Raum der Aussage entsteht aus den verschiedenen Beziehungen der Existenzbedingungen von Aussagen, die ihrerseits nicht determiniert sind. Der Moment der Äußerung wandelt diesen negativen Raum in die Positivität einer Aussage. Diskurse lassen sich so als prozesshafte Ordnungen bezeichnen.

Ordnung als einen Prozess zu begreifen, scheint auf den ersten Blick widersprüchlich. Ordnung erzeugt Handlungssicherheit und sei es eine so unorthodoxe Ordnung, wie jene im Text von Borges, der Foucault dazu inspiriert haben soll 'Die Ordnung der Dinge zu schreiben (vgl. Foucault 1994:17f). Wie verhält es sich aber mit der Sicherheit, wenn Ordnung ein Prozess ist? Wenn also die Beziehung zwischen Ereignis und Serie oder Signifikat und Signifikant in Bewegung ist? Petra Gehring bezeichnet diese Prozesshaftigkeit als eine, wenn nicht die Besonderheit der Archäologie des Wissens. Aussagen stellen Ereignisse dar¹⁴⁷; Diskurse stellen dann einen vereinheitlichenden Begriff vor, der ein durchaus heterogenes Ensemble von diskursiven Praktiken umfasst, gar hegemonialisiert? Diese Praktiken unterliegen zwar Regeln, allerdings sind dies keine formalisierten Regeln, die die Formen der Praktiken festlegen, sondern die Praktiken sind diese Regeln. Um sich dieses Paradox besser vergegenwärtigen zu können, streicht Gehring einerseits die Nähe des Diskurses zum Handeln heraus und verweist dann auf Foucaults Begriff des Archivs. Das Archiv versteht Foucault, in aller Kürze als "das allgemeine System der Formation und der Transformation der Aussagen." (Foucault 1981:188) Diese Form, um den allgemeinsten Begriff zu benutzen, ist dabei keineswegs gleichzusetzen mit der Summe der

¹⁴⁶ Siehe Kapitel 2.4 und Kneer 1996.

¹⁴⁷ Diese Formulierung ist unpräzise, da sie eine Nähe des Aussagebegriffs zum Satz suggeriert, was damit nicht erreicht werden soll. Allerdings drückt sich in der Formulierung, dass auch Aussagen vollzogen werden müssen, damit sie in Erscheinung treten können oder sie werden dergestalt dargestellt, dass Subjekte eine Position zu ihnen einnehmen müssen. Beiden Formulierungen ist noch eine ludische Semantik beigelegt, die in die Richtung von Foucaults Rede von den ‚Spielen des Diskurses‘ zeigt (vgl. Foucault 2003:32). Bzw. in Richtung der ‚Spiele der Wahrheit‘ weist, wie in Foucault 1989a:13f.

Diskurse in der Zeit oder gar einem unendlich komplexen ahistorischen Regelset. An dieser Stelle zu sagen, Archiv meint Wirklichkeit, ist möglicherweise übertrieben, aber auch sehr nahe an der Wirklichkeit des Archivs. Petra Gehring formuliert es folgendermaßen: "Das Archiv ist, was wir >sind<, sowohl im produktiven Sinne einer >Arbeit< als auch im wirksamen Sinne eines >Werks<." (Gehring 2004:73) Was Gehring versucht zum Ausdruck zu bringen, ist ein praktisches Verhältnis. Wobei das Vergangene die Gegenwart immer wieder aktualisiert¹⁴⁸. Gleichzeitig kann das Archiv nicht als ein Ganzes bestimmt werden. "Das Archiv ist in seiner Totalität nicht beschreibbar; und es ist in seiner Aktualität nicht zu umreißen." (Foucault 1981:189) Foucaults Tätigkeit war es sich in das Archiv zu bewegen, was a) auch paradox ist, denn man ist immer im Archiv und b) auch eine Praxis darstellt. Ein Diskurs über Diskurse, was Gehring mit Blick auf die Archäologie des Wissens mit der Sentenz bezeichnet: "Das Buch ist systematisch auf ein im Prinzip unmögliches Aufsprengen der Wirklichkeit angelegt." (Gehring 2004:73) Ordnung, die den Menschen als gegeben begegnet, muss daran anschließend problematisiert werden, denn es steht infrage, welche Wahrheit damit gesprochen wird. (Vgl. Einleitung) Ebenso stellt sich hier ganz deutlich die Frage nach der Stellung des Ereignisses, gegenüber bzw. als Teil von Ordnung? Die Aussage als Äußerung, als ein performativer Sprechakt, bekommt so und zwar nur durch ihre Ereignishaftigkeit ordnende Kraft zugeschrieben. Zwar ist es nach wie vor so, dass die Ordnung von diskursiven Formationen die Praktiken regelt, also was an Gültigem gesagt werden kann, allerdings ist der Moment und auch der Ort der Äußerung/Aussage kontingent und singulär. "Das Singuläre und die Ordnung- das sind zwei Dimensionen, die zusammenzudenken schwer fällt", schließt Petra Gehring mit dem augenzwinkernden Nachsatz, dass die Spannung, die zwischen diesen beiden Dimensionen herrscht, diese aber auch in Bewegung hält. (Ebd.:74)

5.2 *Illokution und Aussage: Annäherung*

Diese Spannung zwischen der Singularität des Ereignisses und der Ordnung, ihre Simultanität, gilt es auszuhalten, denn sie könnte eine Möglichkeit darstellen die Produktion, Persistenz und das Ende von Wissen in größtmöglicher Dynamik zu denken, ohne die Ordnung dem Zufall und der Willkür zu überlassen. Diese Spannung, die eben genau kein Primat eines Beginns oder eines Vorschlagsrechts beinhaltet, begegnet einem auch in der Theorie der performativen Sprechakte. Und zwar auf ebenso paradoxe Weise wie in der Foucaultschen Beschreibung des Archivs. Austins

¹⁴⁸ Das Foucaultsche Archiv ist kein stummer Sammelbehälter für historische Dokumente des Wissens, sondern es stellt gleichzeitig den menschlichen Erfahrungsschatz dar und den Umstand, dass Autoren (vgl. Einleitung) dieses mit jedem Werk bearbeiten und verändern. Dies bezeichnet einerseits die Historizität des Wissens und andererseits seine multiple Verwobenheit. Vielleicht ist es dann auch richtiger davon zu sprechen, dass das Vergangene und das Gegenwärtige sich gegenseitig aktualisieren.

Redeobjekt bilden die Akte der gewöhnlichen Sprache. Auch wenn Austin alltägliches Sprechen beobachtet, so geht es ihm dabei um konventionalisiertes Sprechen. Eine Form von verregelmtem Sprechen, dass, sehr grob gesprochen auf eine bestimmte Äußerung, eine ebenso bestimmtes Verhalten folgen muss. Die scheinbare Ähnlichkeit mit einem sehr formalen Sprachverständnis ist, scheint offensichtlich, jedoch Austin befragt die Sprechakte auf ein ganz bestimmtes, sehr situatives Merkmal; auf ihre performative Kraft. Diese Kraft, die das Sprechen zum Handeln macht, denn ein Sprecher kann handeln, ein Subjekt kann sich positionieren, *indem* es etwas sagt und *dadurch*, dass es etwas sagt (vgl. Austin 2002:112). Die Besonderheit der Illokutionen¹⁴⁹ entsteht nach Austin aus einer Trichotomie der Wirkung: „das Verständnis sichern, wirksam sein und zu einer Antwort auffordern.“ (Ebd.:134) Besonders interessant an dieser Stelle ist der mittlere Teil der Illokution, ihre Wirksamkeit. Austin erläutert an Beispielen, dass Illokutionen an konventionale Sprechhandlungen gebunden sind, um wirksam zu sein, im Gegensatz zu Perlokutionen (vgl. ebd.:137). Die Frage ist nun, denkt man an die Ordnung diskursiver Formationen, in welcher Beziehung illokutionäre Wirksamkeit und Aussagefunktionen zueinanderstehen. *Das Problem der Ordnung auf dieser sehr fein gesponnenen Ebene des Wissens ist, ob die Existenzfunktion der Aussage die Wirksamkeit der Illokution konstituiert oder ob diese im illokutionären Akt wirksam wird, damit der illokutionäre Akt gelingt und die Aussage ihre Funktionalität entfalten kann.* Vor dem Hintergrund der bis hierhin diskutierten Diskurse, wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass indem und möglicherweise auch dadurch eine Sprachhandlung vollzogen wird, sich die Existenzfunktion der Aussage erst entfalten kann. Im ineinander verflochtenen Wirken realisieren sich die dynamische Ordnung von Wissen und seine Produktion.

Diese These muss nun analog der Annahme der Prozesshaftigkeit von Wissensordnungen, der Gleichursprünglichkeit von Ereignis und Struktur, diskutiert werden. Demgemäß wird die Ablehnung Foucaults der performativen Sprechakte, nach der die Individualisierung von Aussagen nicht von denselben Kriterien abhängt, wie das Auffinden von performativen Sprechakten (vgl. Foucault 1981:121), kritisch betrachtet. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass Foucault, ähnlich wie Derrida, Austinsche Illokutionen zu eng fasst, bzw. ihrer Performativität zu wenig Kreativität zugesteht (vgl. Derrida 2001). Im Verständnis dieser Arbeit verfehlt die Theorie der Aussage ihr Ziel, die Komplexität von Wissensordnungen zu beschreiben, wenn das Prozessmoment, das hier als Charakteristikum von illokutionären Akten gesehen wird, nicht als mitkonstituierend in die Aussagekonzeption eingeht. Der Schlüssel, welcher dazu dienen kann, das Verhältnis von Aussage und illokutionärem Akt aufzuschließen, kann in dem Verhältnis gefunden werden, das sich zwischen Aussage und Äußerung aufspannt. Die Untersuchung der

¹⁴⁹ Illokutionäre Akte stellen einen zentralen Begriff in dieser Arbeit dar. Siehe Kapitel 4.4.

Form der Äußerung kann Aufschluss darüber geben, wie sich in wiederholbarer Materialität¹⁵⁰ Wissen realisiert, ohne dass man dabei der dekonstruktivistischen Figur der Iterabilität folgen müsste¹⁵¹.

Es besteht ein funktionaler Unterschied zwischen der Funktion der Aussage (*énoncé*) und dem Akt der Äußerung (*énonciation*), welcher allerdings leicht im Ausdruck Aussage verschwimmen kann, wie an verschiedenen *Aussagen* Foucaults zu sehen sein wird. „Ein *énoncé* ist gleichsam ein zu einem Fakt materialisierter Diskursakt, der in einem bestimmten Modus existiert [...].¹⁵² Er ist ein spezifischer Diskurs(f)akt, der den Vollzug seiner *énonciation* mitträgt und somit, anders als die Sätze der formalen Linguistik, nicht wiederholt werden kann, ohne eine neue Aussage hervorzubringen.“ (Angermüller 2007:60). Dieser Modus des Existierens bezeichnet gleichzeitig die Existenzfunktion der Aussage, also die Entfaltung des Paradoxes, dass das Objekt der Aussage auch die Aussage selbst ist. Um die Paradoxie oder besser die Komplexität der Funktion noch zu steigern, so muss man der durchaus treffenden Charakterisierung Angermüllers Foucaults eigene Worte entgegensetzen, mit denen er die spezifische Materialität der Aussage pointiert. „Während eine Äußerung *erneut begonnen* oder *erneut evoziert* werden kann, während eine (sprachliche oder logische) Form *erneut aktualisiert* werden kann, hat die Aussage als Eigenheit *wiederholt* werden zu können: aber immer unter ganz strengen Bedingungen.“ (Foucault 1981:153, Hervh. im Orig. Anm. Staples)

In der Paraphrase kann man also sagen, dass Aussagen durch ihre Materialisierung in der Äußerung, diskursive Faktizität erlangen und durch eine erneute Äußerung simultan die ‚ursprüngliche‘ Aussage wiederholt werden kann und eine neue oder andere Aussage diskursiver Fakt wird. Die Entfaltung dieses ‚Paradoxons‘ charakterisiert die diskursive Praxis, in welcher die Aussage einen Kreuzungspunkt bildet, ein Ereignis, das gleichzeitig Strukturfunktion ist. Dabei wird sichtbar, dass Aussagen, zwar nur über Gesagtes beschrieben werden können, sich aber ihre Funktion nicht im Sprechen erschöpft; vielmehr sind Aussagen als bloße Abstraktionen zu verstehen,¹⁵³ deren Wert für eine Soziologie des Wissens darin bestehen kann, Wissen als genuin soziale Praxis¹⁵⁴ zu beschreiben, die irreduzibel ist auf die Intentionen von Subjekten. In dieser

¹⁵⁰ Das Paradox der wiederholbaren Materialität trifft sowohl auf die Aussage als auch auf den illokutionären Akt zu.

¹⁵¹ Unabhängig von manchen Ähnlichkeiten, die man zwischen Derrida und Foucault ausmachen mag, so wird hier die Auffassung vertreten, dass Iterabilität und wiederholbare Materialität eine divergierende Sicht auf Zeichen beinhalten.

¹⁵² Angermüller setzt hier eine Randbemerkung in Klammern, die hier nachgeliefert wird, im Haupttext aber der Argumentation vorgreifen würde: „[...] (bzw., mit Austin, eine „illokutionäre Kraft“ besitzt) [...]“ (Angermüller 2007:60)

¹⁵³ Dies als Anlehnung an Austin: „Der lokutionäre Akt ist wie der illokutionäre im allgemeinen eine bloße Abstraktion.“ (Austin 2002:165)

¹⁵⁴ Dazu konstatiert Rainer Diaz-Bone, dass es in unterschiedlichsten Theorielinien der Soziologie, allgemein anerkannt ist, dass Wissen als eine sozial konstruierte Gegebenheit angesehen wird, die historisch

Hinsicht entfaltet sich ebenfalls der mühevollen Weg, den Foucault gegangen ist, um die spezifische ‚Charakterlosigkeit‘ der Aussage offenzulegen, in dem erst einmal die Konstitution von diskursiven Formationen als Beziehungsgeflechte etabliert wurde, bevor er dann in einem Akt der Überschreitung das Netz der diskursiven Formationen in der Aussage neu webt¹⁵⁵. Damit ist klar, dass das Auffinden von Aussagen bei der Diskursanalyse, zwar an ihre geäußerte Form gebunden ist, weil die Aussageanalyse die sprachlichen Performanzen auf der Ebene ihrer Existenz untersucht, aber nicht an ihre Äußerungsform (vgl. Foucault 1981:159). Die Äußerungsform entspricht Lokutionen¹⁵⁶ und entsprechend der Ausgangsfrage muss geklärt werden mittels welcher Argumente Foucault eine Identifikation der Aussageform mit Illokutionen¹⁵⁷ ablehnt. In dieser Betrachtung müssen zumindest die Formen der schriftlichen Rede mitgedacht werden, da diese einerseits die Archive bilden, aus denen Foucault schöpft und andererseits festgestellt werden kann, dass Diskurse zum überwiegenden Teil in verschriftlichter Form zirkulieren. Dies kann allerdings nicht als Argument dafür gelten, Lokutionen von Aussagen zu trennen, denn wie weiter oben gezeigt, untersucht Austin performative Sprechakte und im weiteren dann Lokutionen, anhand von ‚gewöhnlichen Sprechakten‘, Alltagssprache, die ‚illokutionäre Rolle‘¹⁵⁸

kontingent ist, wobei sich wieder das Problem nach der Position des Beobachters stellt. Siehe Diaz-Bone 2005:Abs.17.

¹⁵⁵ Peter Bürger bezeichnet die Beschreibung der Aussage von Foucault, im Anschluss an die ‚methodologische Betrachtung‘ von diskursiven Formationen als ‚eine Strenge der Argumentation schließt sich hier mit deren Gegenteil in einer Weise zusammen die beträchtliche Potenzen der Verunsicherung enthält‘. (Bürger 1991:102) Diese Verunsicherung sieht Bürger als eine Verunsicherung von Denkschemata an, mittels derer eine Wissenschaft entworfen wird, die zugleich labyrinthisch definiert ist und in welcher der Autor sich verlieren kann (vgl. ebd.:103). Gut sichtbar wird an dieser Einschätzung einerseits Foucaults Selbstbeschreibung als Autor, siehe dazu in der Einleitung und sein Versuch, die eingefahrenen, rationalisierten Bahnen des Denkens aufzubrechen, über sie hinaus zu schreiben.

¹⁵⁶ Lokution wird hier als Platzhalter benutzt und nicht als ein Obergriff, denn laut Austin ist in der Regel jeder echte Sprechakt eine Lokution und eine Illokution (vgl. Austin 2002:165), ohne dass diese empirisch zu trennen wären.

¹⁵⁷ Foucault spricht in der Archäologie des Wissens nur an einer Stelle von Illokutionen (Foucault 1981:121), ansonsten nur von Sprechakten. Da er allerdings die Aussagefunktion explizit gegenüber dem illokutionären Akt abgrenzt, kann davon ausgegangen werden, dass Illokutionen für ihn die Referenz für Sprechakte darstellen.

¹⁵⁸ Siehe dazu Austin 2002:117. Im englischsprachigen Original spricht Austin von ‚illocutionary force‘ (vgl. Dröge 2000:131), was als Aussage einen Unterschied gegenüber der Rolle darstellt, wie man an einem kleinen Vergleich sehen kann: Im Original heißt es bezugnehmend auf die Einordnung eines Sprechaktes als Ratschlag, Vorschlag oder Befehls (wobei die Übersetzung dieser drei Verben schon fraglich sein kann): „... but we constantly do debate them, in such terms as whether certain words (a certain locution) had the force of a question, or ought to have been taken as an estimate and so on.“ (Austin nach Dröge 2000:131). In der deutschen Übersetzung von Eike von Savigny heißt es dann: „...und wir streiten uns ständig über sie, etwa wenn wir fragen, ob eine bestimmte Äußerung *die Rolle* einer Frage hatte, ob sie als eine Beurteilung *aufzufassen* war, wie man sie *zu nehmen hatte* und so weiter.“ (Austin 2002:117, Hervh. im Original, Staples) Betrachtet man diese beiden Satzteile so erscheint die Übersetzung von ‚force‘ mit ‚Rolle‘ bemerkenswert, da sie eher eine Transformation des Begriffs ‚force‘ ist, denn eine Übersetzung. (Die Konsultation eines beliebigen Wörterbuchs wie Merriam-Webster oder den Oxford Dictionary wird ergeben, dass ‚Rolle‘ keine Semantik von ‚force‘ darstellt. Unabhängig davon welchen englischen Rollenbegriff man anlegt.) Mithin erscheint es fast so, als würde die deutsche Übersetzung ein verzerrtes Bild auf die Form von Lokutionen werfen. Zumindest können zwei unterschiedliche Lesarten identifiziert werden, die beide eine Rolle spielen für die Beziehung zwischen Lokutionen und Aussagen. ‚Force‘ legt die Übersetzung nahe, dass Illokutionen Wirkkraft besitzen, ihnen Wirkung immanent ist und diese im Vollziehen der Illokution erscheint. Oder

ist allerdings nicht an diese gebunden, ebensowenig wie die Aussage ausschließlich an das Sprechen gebunden ist. Was somit als ein weiterer Topos angesehen werden kann, neben dem (Äußerungs-)Ereignis, in dem Aussage und Illokution sich begegnen, ist jener der diskursiven Praxis.

Man kann nun festhalten, dass sowohl Aussage als auch Illokution Elemente sind von diskursiver Praxis. Dieser Schluss ist daraus gezogen worden, dass sowohl Aussagefunktion als auch illokutionärer Akt Ereignischarakter besitzen. Dabei erscheint die Aussage in der geäußerten Form des Ereignisses und die Illokution in der Äußerungsform¹⁵⁹. Damit können sowohl die Aussage als auch der illokutionäre Akt als Elemente einer performativen Ordnung von Wissen gelten.

5.3 *Performanz der Aussage*

Die Aussagetheorie als eine Performanztheorie zu rezipieren und eben darin ihre verändernde und auch subversive Kraft zu sehen, wird in der Sekundärliteratur immer als Postulat angeführt,

vereinfacht eine Illokution ist eine ‚force‘, eine Kraft die beeinflusst. Die Variante ‚Rolle‘ wiederum stellt ein anderes Bild von Illokution vor. Der Rollenbegriff trägt semantisch keine Immanenz mit sich, sondern ein Äußeres, eine abgeleitete Form, die einem festen Kern ein spezifisches Aussehen verleiht, an welches, wenn man nun wieder einen gesprochenen Satz vor Augen hat, bestimmte Erwartungen gestellt werden, aufgrund seines Äußeren. Ebenfalls noch bemerkenswert ist der Umstand, dass Austin von ‚certain words‘ und in Klammern gesetzt von einer ‚certain locution‘ spricht, wobei Savigny diese Differenzierung im Ausdruck ‚Äußerung‘ zusammenzieht. Auch hier scheinen wieder semantische Differenzen verborgen zu sein oder gar unterschiedliche Auffassungen über die Gestalt von Sprache. Die Äußerung bezieht sich voll umfänglich auf den Akt des Sprechens an sich, eine ‚locution‘ dagegen meint (auch in der Übersetzung), „daß man einen bestimmten Satz äußert und damit etwas Bestimmtes über etwas Bestimmtes sagt.“ (Austin 2002, 126) Auch wenn die Differenz nicht so groß erscheinen mag, wie im Fall von ‚force‘ und ‚Rolle‘, ist sie immerhin prägnant. Aus der Perspektive dieser Arbeit kann nicht entschieden werden welche spezifische Beziehung der Transformation von ‚force‘ in ‚Rolle‘ zugrunde liegt und damit soll auch nicht die Übersetzungsleistung in Frage gestellt werden, allerdings erscheint es sinnvoll für den weiteren Verlauf der Semantik der ‚illocutionary force‘ zu folgen. Denn damit scheint die Position der Illokution als Ereignis und in der Tat performativer Akte sehr viel mehr gegeben als im Ausdruck der ‚Rolle‘. Desweiteren gibt dieses Problem ein vorzügliches Beispiel ab für das Problem der Übersetzung, aber noch viel mehr für die Aussage. Denn entgegen der Foucaultschen Annahme, dass eine Aussage auch durch fremdsprachliche Übersetzungen hin durch Bestand hat (vgl. Foucault 1981:151), was man anhand dieses Beispiels zumindest in Frage stellen kann und eingehender analysieren müsste welche Anwendungsschemata, Gebrauchsregeln, möglicherweise relevanten Konstellationen und strategischen Virtualitäten für die jeweilige Aussage das Stabilisierungsfeld bilden (vgl. ebd.). Möglicherweise kommt man dann zu dem Ergebnis, dass der sprachphilosophische Diskurs in den Fünzigern des 20. Jahrhunderts in England anderen diskursiven Beziehungsformationen unterlegen hat, als der Deutsche in den frühern Siebzigern.

¹⁵⁹ Die Differenz erscheint minimal, ist dennoch signifikant. Sagt man bspw.: „Ich schwöre bei Gott...“ so realisiert sich die Aussage über das Referential, das sich an die verschiedenen Semantiken der Äußerung anschließt. (Recht, Religion, Glaubwürdigkeit, etc.) Für die Illokution ist der Akt des Äußerns entscheidend, inklusive seines Kontextes. (Dass man das Schwören vollzieht, man dabei vor einem Richter steht und ein ‚abuse‘ dieses Vollzuges schwerwiegende Konsequenzen hätte.)

doch selten weiterentwickelt (vgl. Angermüller 2007:67). Peter Sloterdijk hat als einer der Ersten auf Deutsch zu Foucault publiziert (vgl. Sloterdijk 1972:163, FN4). Sloterdijs Lesart der ‚Archäologie des Wissens‘ spitzt sich auf die Aussage zu, dass es sich bei Diskursen um ‚performatorische Systeme‘ handelt, die Archäologie also als eine Performanzanalyse zu verstehen ist, in deren Explikation Sloterdijk allerdings zwei Problemfelder identifiziert hat, deren Lösung noch aussteht: Einerseits das Verhältnis von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken¹⁶⁰ und andererseits von welchem Subjekttyp spricht Foucault und schreibt ihm welche Funktion innerhalb der Theorie der Aussage zu.

Sloterdijk folgt in seiner Diskussion dem Foucaultschen Aufbau der Aussagentheorie und stellt ihre performativen, diskontinuierlichen Aspekte heraus. Wichtig scheint ihm dabei die spezifische Form von Aussagen, ihre ‚radikale Feldförmigkeit‘, die damit verbundene Beziehunghaftigkeit und schließlich eine Ereignisoffenheit von Diskursen darzustellen (vgl. Sloterdijk 1972:177ff.). Dieses ereignisoffene Verständnis von Diskursen transzendiert den engen Rahmen der ‚ernsthaften Sprechakte‘. Vielmehr "spielt die Archäologie auf der fundamentalen Ebene der Wissensanalyse überhaupt, nicht nur des in wissenschaftlicher Form präzisierten. Kein Wissen besteht außerhalb diskursiver Praktiken, außerhalb eines Feldes von wissenschaftlichen oder nichtwissenschaftlichen Koordinationen." (Ebd.:179) Sloterdijk kritisiert, dass Foucault zwar das Subjekt der Diskurspraxis nicht zu einem Objekt derselben degradiert, denn "für Foucault ist das Subjekt der Diskurspraxis durch ein anonymes Aktorschema innerlich des Diskurses festgelegt." (Ebd.:181) Damit verwehre sich Foucault allerdings die Möglichkeit etwas über die Aktualisierung dieser Schemata, durch empirische Subjekte zu sagen. Die Bemühungen Foucaults das Subjekt zu dezentralisieren, gleich, wie man das Zentrum nennt, erkennt Sloterdijk zwar an, doch fehlt für ihn dann die genaue Benennung für jene Figur, die, in welcher Form auch immer die Subjektposition performiert. Wem kann man pragmatische Kompetenz zuschreiben, ohne ein zumindest teilkonstitutives Subjekt. Ohne dieses, sagt Sloterdijk ist eine Performanztheorie nicht sinnvoll aufzubauen¹⁶¹ (vgl. ebd.:182). In Anlehnung an den amerikanischen Pragmatismus nennt Sloterdijk dies ein "Subjekt der Zeicheninterpretation." (Ebd.) Hervorzuheben ist hier die Frage: Wer nimmt die Subjektposition ein und vor allen Dingen wie. *Hypothese hierfür ist, dass a) sie im Sprechen vollzogen wird und viel wichtiger b) das Performieren der Aussage in der Äußerung erzeugt Subjektivität in der spezifischen Junktion von Aussage und performativer Äußerung.*¹⁶² Das Subjekt oder der Sprecher würde sich so präsentieren als der primäre Gegenstand der

¹⁶⁰ Vergleiche dazu Wrana/Langer 2007.

¹⁶¹ Foucault scheint diese Kritik bereits zu antizipieren, denn am Ende der ‚Archäologie des Wissens‘ schreibt er, dass es nur eine politische Antwort geben kann, wenn man die Frage diskutiert, in der nach der Existenz des Stiftersubjekts gefragt wird (vgl. Foucault 1981:298f.).

¹⁶² Sloterdijk formuliert für die Archäologie eine weitreichende Anschlussmöglichkeit, als einen Teilentwurf für eine nichtreduktive Wissenssoziologie, für "eine Ethnologie des Sprechens und des Wissens in institutionell differenzierten Gesellschaften." (Sloterdijk 1972:182)

Wissensordnung. Denn aus der Perspektive des Beobachters von Diskursen, der selbst Teil von Diskursen ist kann die Ursache für den ersten Diskurs nicht erkannt werden¹⁶³. Insofern leuchtet es ein, dass diskursive Ordnungen zum Gegenstand von Auseinandersetzungen werden, Objekte des Begehrens, da sie Sicherheit versprechen, dass eine an sich kontingente Subjektkonfiguration wahr sei. Die Aussagetheorie als ein Konzept der performativen, sozialexistenzialistischen Theorie des Wissens zu verstehen, kann aus dieser Lektüre mitgenommen werden. Dabei erhärtet sich die These, dass erst aus der Verschränkung von Aussagefunktion und illokutionärem Akt eine tragfähige Beschreibung von dynamischen Wissensordnungen gewonnen werden kann. Ebenfalls wurde festgestellt, dass das Äußerungsereignis nicht passiv geschieht, sondern es muss vollzogen werden. Dieses performative Moment kann hauptsächlich im Sprechen gesehen werden, aber wie Foucault gezeigt hat erscheinen Aussagen auch in Objekten (das Buch) und wie Austin gezeigt hat, bedeutet Sprechen nicht nur das Äußern von linguistischen Sequenzen, sondern es ist ein Handeln, das zumindest als Illokution konventionalen Bedingungen unterworfen ist. Vor diesem gemeinsamen praktischen Hintergrund¹⁶⁴ von Aussagen und Illokutionen stellt sich die Frage, warum Foucault dieses gemeinsame Potenzial zur Analyse von Wissen nicht genutzt hat. Biunivozität kann daher erst dann konstatiert werden, wenn Foucaults Zweifel ausgeräumt worden sind.

¹⁶³ Dieter Mersch untersucht Foucaults Arbeiten von mehreren Seiten, da seine Rede von der Performativität nicht nur das Werk Foucaults meint, also die Ebene des Signifikanten, in welchem die Grundlosigkeit der Gegenwartsdiskurse offenbar wird, sondern Mersch beschreibt bei seinen Ausführungen das Foucaultsche Schreiben als performativ-diskursive Akte mit, und die Diskurse, die von den Foucaultschen handeln; die Seite des Signifikats. Sybille Krämer konstatiert ein diskursives Bewusstsein für das Schreiben von Austin, bzw. muss man im Fall von ‚How to do things with words‘ die Ebene des Vortrags noch zusätzlich mit denken, da es sich um Vorlesungen handelt.

¹⁶⁴ Mersch verschränkt Denken (Sprechen) und Handeln unauflösbar ineinander und fasst Diskurse als theoriepraktische Komplexe. "Es (Diskurse, Anm. Staples) handelt sich um Systeme des Sprechens, der Rationalisierung und der Argumentation, die die Verflechtungen der Macht, der Legitimation und des Handelns erzeugen." (Mersch 1999:165) Demnach wird das Denken oder die Diskurse über die Denkmöglichkeiten auf der Ebene der Praxis geführt. Die von Foucault in dem Aufsatz "Was ist Aufklärung" (Foucault 2007) postulierte Rede von der "Ontologie unserer selbst" hat somit keine ontische Kontinuität zum Ziel, sondern sie sucht DIE MENSCHEN (ihre individuelle Vielfalt) in der Ernsthaftigkeit des Ereignisses von Gegenwart auf (vgl. Einleitung). Auf methodischer Ebene kommt es dabei der Archäologie zu, die kontingente Verteilung von Diskurspraktiken zu untersuchen und der Genealogie, die Kontingenz ihrer Entstehung.

5.5 *Illokution und Aussage: Kritik*

5.5.1 *Existenzfunktion*

Foucaults erstes Argument gegen eine Äquivalenzbeziehung von Aussagefunktion und Illokution stellt sich in der Rezeption von Brede so dar: „Zwar können sich Sprechakt und Aussage oft sehr ähnlich sein, doch zwischen ihren Gesamtheiten können keine gleichmäßigen Beziehungen hergestellt werden, sie lassen sich nicht reziprok aufeinander abbilden.“ (Brede 1985:63) Foucault entfaltet seine Ablehnung auf der Argumentation, dass es häufig mehrerer Aussagen bedarf, um einen Sprechakt zu *bewirken* (vgl. Foucault 1981:121). Mit dem Verb *bewirken* wird bereits deutlich, in welchem Verhältnis Foucault Aussage und Sprechakt versteht; als ein Abhängigkeitsverhältnis, in welchem die Aussage(n) den illokutionären Akt ermöglichen. Er führt weiter aus, dass vorausgesetzt den verschiedenen Aussagesequenzen einer ‚Handlung‘ entspräche genau dieselbe Anzahl von illokutionären Teilen derselben, dann entstünde das Problem, dass der „Formulierungsakt nicht mehr zur Definition der Aussage dienen würde, sondern im Gegensatz durch diese definiert werden müsste, die gerade das Problem stellt und Individualisierungskriterien verlangt.“ (Ebd.:122) Es scheint, dass Foucault die illokutionäre Funktion, die *illocutionary force* als eine Existenzfunktion von Aussagen übersieht, bzw. zugunsten seiner Definition von Aussagen beschneidet. Eine Theorie der Aussage aber, die auf der Basis entfaltet wird, dass Ereignis (Aussage) und Struktur (Aussagefeld, diskursive Formation) gleichursprünglich sind, kann von der illokutionären Funktion nur profitieren. Sie würde die Stabilisierung der Verunsicherung mit sich bringen. Foucault geht von der Annahme aus, dass der illokutionäre Akt etwas ist, „was sich durch die Tatsache selbst vollzogen hat, daß es eine Aussage gegeben hat“ (ebd.:121) und zwar eben eine bestimmte Aussage, an einem bestimmten Punkt des sozialen Raums. In der Formulierung ist eine minimale Verschiebung zu bemerken, die in zeitlichen Termini, das Erscheinen der Aussage als eine Bedingung vor den illokutionären Akt setzt, bzw. als sein Äußeres mit performiert wird. Hier wird aus der Perspektive dieser Arbeit Foucault unterstellt, dass er die Illokution mit der Äußerung oder wie er selber im späteren häufiger sagt, der Formulierung gleichsetzt. Dem kann allerdings mit Austin entgegengehalten werden: „Das Äußern der Worte ist gewöhnlich durchaus ein entscheidendes oder sogar *das* entscheidene Ereignis im Vollzuge der Handlung, um die es in der Äußerung geht [...] aber es ist alles andere als üblich (wenn es überhaupt vorkommt, daß *nur* das Äußern der Worte nötig ist, wenn die Handlung vollzogen sein soll.“ (Austin 2002:31) Daraus wird ersichtlich, dass die Illokution die Ebene des geäußerten Satzes ebenso transzendiert wie die Aussage, in einigen Fällen

mag das auch für die Grammatik gelten.¹⁶⁵ In diesem Sinne stellt die Illokution ebenso eine Existenzfunktion dar wie die Aussage, da beide im Moment ihres Vollzugs eine sehr spezifische Konfiguration von Wissen realisieren. Daraus folgt die Annahme, dass die Aussage- und die illokutionäre Funktion in der Hinsicht eine biunivoke Beziehung darstellen, dass Aussagen genauso wie Illokutionen in Äußerungen erscheinen. Das performative Moment der Illokution, die *illocutionary force* ermöglicht den sichtbaren Vollzug der Beziehung eines Aussagemoments im Feld der Aussagen. *Damit gehen Illokutionen und Aussagen in der Konstitution und Persistenz und ebenso auch der Veränderung von gültigen symbolischen Formen eine binunivoke Beziehung ein, die im Unterschied zu einer uneindeutigen Beziehung verstanden werden soll als eine performative Ermöglichung beider Teile.* Die Uneindeutigkeit kann somit nur im Augenblick des Vollzugs identifiziert werden. Seriöse und gewöhnliche Sprechakte werden dabei nicht als ein Gegensatz gedacht, vielmehr scheint vor allem in der Rezeption von Dreyfuß/Rabinow eine Verengung des Beobachtungsfokus vorzuliegen, um diese Trennung aufrecht zu erhalten.¹⁶⁶ Denn zieht man die Beispiele heran, die Dreyfuß/Rabinow für seriöse Sprechakte nennen, Sprechakte, die mit einer gewissen Autonomie ausgestattet sind, da sie „institutionelle Tests“ durchlaufen haben, wie die Regeln dialektischer Argumentation oder eines inquisitorischen Verhörs, so stützt man. Austin untersucht zwar Alltagssprechakte, allerdings nicht die Beliebigkeit von Konversation, sondern sein Interesse gilt konventionalen Sprechakten. Solchen, die in Foucaults Diktion sichtbar von Aussagen durchquert werden, wie am Beispiel der Eheschließung vor dem Standesamt leicht vorstellbar ist. Austin interessiert sich aber nicht vorrangig dafür, wie die Sprechakte verstanden werden, bzw. mit welcher Intention sie geäußert werden, sondern vielmehr was und wie eine Illokution einen konventionalen Sachverhalt bewirken kann. Sein Sprecher ähnelt dabei mehr der Subjektposition Foucaults als dem Akteur bei Searle, da der Sprecher sich immer zu einer Konvention in Beziehung setzen muss. Die drei illokutionären Wirkungen (Austin 2002:134) unterscheiden sich von denen der Perlokution, eine perlokutionäre Wirkung ist situativ und subjektiv. Nur indem von der Konvention abgewichen wird, versucht der Sprecher sich beim Hörer zu versichern, dass seine Intention verstanden wurde, wie es für Searlesche Sprechakte maßgeblich ist (vgl. Searle 1983:76). Die Wirkungstrias der illokutionären

¹⁶⁵ Möglicherweise gilt dies sogar für Foucaults eigenes Konjugationsbeispiel ‚amo, amas, amat‘, aber dies zu beweisen ist hier nicht die Aufgabe (vgl. Foucault 1981:119).

¹⁶⁶ Dreyfuß/Rabinow rezipieren als sprechakttheoretischen Referenzautor nicht Austin, sondern Searle dessen Sprechakte weitaus mehr Strukturelemente darstellen, denn Performanzen im Austinschen Sinne. Dreyfuß/Rabinow stellen fest, dass Searle und Foucault zwar darin übereinstimmen, dass die performative Bedeutung von Äußerungen eine Entlastungsfunktion beinhaltet, die es den Individuen erspart, Sinn aus der Äußerung interpretieren zu müssen, getrennt werden Searle und Foucault aber durch den Umstand, dass Searle danach fragt wie Sprechakte von einem Hörer verstanden werden (vgl. Dreyfuß/Rabinow 1987:71 und Searle 1983:36f.). In dieser Hinsicht ist es offensichtlich, dass Foucault sich nicht eingehender mit Sprechakten auseinandersetzt. Denn für Foucault spielt es keine Rolle, wie Individuen Intention von anderen Individuen nachvollziehen können, sondern wie sich Wissensformationen bilden, indem sie historisch kontingent an spezifischen Orten erscheinen und damit in immer wieder wechselnde Beziehungsfelder eingetaucht sind.

Kraft bezieht eben diese aus ihrer Transsubjektivität, welche mit Konventionalität umschrieben wird.

Vor dem Hintergrund dieser Schlussfolgerungen bricht Foucaults Abgrenzung von Aussagen gegenüber illokutionären Akten zusammen. Sie erscheint als eine einseitige Stärkung der abstrakten Seite des Diskurskonzepts, wobei er die tatsächlich praktische Erscheinungsweise von Aussagen zurückweist, zugunsten der Beschreibung einer ausschließlich analytischen Praxis von Beziehungsregeln. Bevor allerdings ein umfassenderes Fazit gezogen werden kann, muss auf die Kritik von Jacques Derrida geantwortet werden, denn er versucht die Singularität des Ereignisses, die sowohl Aussage als auch illokutionärem Akt gemeinsam ist, aufzulösen zugunsten einer endlosen Iterierbarkeit von Zeichen.

5.5.2 Iteration

Derridas Kritik an Austins Theorie setzt an einem unvermuteten Punkt an. Der Lokution als einer Struktur wohnt ein Prädikatssystem inne, dass Derrida als „allgemein graphematisch“ bezeichnet. (Derrida 2001:34) Er inkriminiert das Feld der Konvention, welches Austin festlegt als Ort der Lokutionen, bzw. ganz genau der illokutionären Akte. Nach Derrida stellt dies eine Form von Konvention dar, die einerseits ein anwesendes Bewusstsein voraussetzt, um Intentionalität zu gewährleisten und des Weiteren legt diese Konventionalität nahe, dass es für einen Sprechakt als Gelingensbedingung keinen semantischen Rest geben kann, keinen Verweisungsüberschuss; dabei vermisst Derrida eine Konventionalität, die der Lokution als konventionalisierter Zeichenfolge inhärent ist. Derrida kritisiert also am Performativ, dass es von Austin als ein singuläres intentionales Ereignis vorgestellt werde, welches totale Kontextdetermination erfordert (vgl. ebd.:39f.). Dagegen setzt Derrida eine strukturelle Iterierbarkeit von Zeichen (*marques*), welche eine Abwesenheit der Intention nach sich zieht und den Kontext der Aussage öffnet (vgl. ebd.:41). In der Problematisierung der Signatur als einer Ereignishaftigkeit, die versucht sich ihrer Authentizität dadurch zu versichern, dass sie singuläre Ereignishaftigkeit suggeriert, schließt Derrida, aber "um lesbar zu sein, muß eine Signatur eine wiederholbare, iterierbare, imitierbare Form haben." (Derrida 2001:43)

Die Iterierbarkeit Derridas weist eine Ähnlichkeit auf mit der wiederholbaren Materialität von Aussagen. Das Konzept der wiederholbaren Materialität stellt jedoch einen immanenten Ereignisanspruch, der sich aber von jener der *Différance* Derridas (der irreduziblen Abwesenheit von Intention) unterscheidet, da die Wiederholung der Aussage nicht der Form der Zeichenketten immanent ist, sondern abhängt von den Konstellationen des Aussagefeldes, unter denen die

Schrift, bzw. die schriftlichen Erzeugnisse nur eine Ebene darstellen. Aus diesem Grund können Aussagen dieselben sein ohne, die gleichen zu sein. Unter Rekurs auf Austin muss Derridas Kritik insofern verwundern, da sie abbricht, bevor Austin in ‚How to do things with words‘ überhaupt das Konzept der Lokution, Illokution und Perlokution entfaltet hat. Derridas Kritik greift überdies zu kurz, da sie ein verallgemeinertes Zeichenkonzept, das der Différance, den Illokutionen überstülpt, ohne die spezifische Form der Konventionalität zu analysieren¹⁶⁷ und Austins Darstellung vom handelnden Sprechen nicht zur Kenntnis nimmt.¹⁶⁸ Dennoch soll die Iterabilität nicht unter den Tisch gekehrt werden, denn Derrida zeigt in seiner Kritik, dass sich, wenn man von Illokutionen ausgeht, die eine spezifische Konventionalität bedingen, die Frage stellt, in welcher Form was wiederholt wird. Im Abschnitt zur Illokution wurde bereits hingewiesen auf die besondere Form von Konventionalität bei Austin, die nicht auf eine Sprachkonventionalität reduziert werden kann, sondern vielmehr die Funktion darstellen für das Bewirken von konventionalem Sachverhalten (vgl. Dörge 2000:143).

Derrida beschränkt sich in seiner Kritik auf die Zeichenebene und setzt die Rede gleich mit der Schrift. Diese textualistisch-dekonstruktivistische Perspektive lässt allerdings die nichtsprachliche Handlungsdimension von Sprechakten außer Acht und unterwirft das Sprechen der gleichen Materialitätsform wie die Schrift¹⁶⁹. Lässt man die Verschränkung von Handeln, Sprechen und Zeichensetzen außer Acht, so erhält man zwar Zeichenfolgen, deren charakteristisches Merkmal es ist unendlich reproduzierbar zu sein, allerdings wird Bedeutung dann zufällig, beliebig, wie Dreyfuß/Rabinow es für Foucault anmahnen. Das Ereignis, das Vollziehen von Illokutionen verlöre jeden Anspruch auf Identität, da mit der Iterierbarkeit für eine Zeichenfolge keine Individualität mehr feststellbar wäre. Derridas Kritik an Austin muss schließlich aus dem Grund

¹⁶⁷ Wie John Helmer gezeigt hat und auch Dörge (Dörge 2000), hat Konventionalität mindestens zwei Seiten, die des Hutmakers als Aktualisierung von allgemeinen Regeln und die von Humpty Dumpty als ein individuelles Setzen einer Konvention, die allerdings den individuellen Rahmen verlassen kann (vgl. Helmer 1971).

¹⁶⁸ Siehe hierzu auch Renn 2005:113, der darauf hinweist, dass Derrida einen Fehler begeht, indem er den Gebrauch der Sprache, wie er von Austin diskutiert wird und das Zitat, welches der Iterabilität entspricht, äquivalent setzt.

¹⁶⁹ Christoph Wulf entwirft eine Skizze performativen Handelns, die versucht die Ebene des Sprechens und des nichtsprachlichen körperlichen Handelns zu berücksichtigen, das iterative Moment der performativen Äußerungen spielt dabei ebenfalls eine wichtige Rolle. Den Performativitätsbegriff führt Wulf in seine Konzeption ein, um soziales Handeln nicht nur auf Bewusstseinsleistungen zu reduzieren, sondern um die Durchführungsdimension das *Wie* des sozialen Handelns zu berücksichtigen. Das Entscheidende bildet aber das Moment der Iteration, die Wiederholung, die keine ist. Wulf fasst das folgendermaßen zusammen: "Bei der Iteration geht es nicht nur um die Wiederholung einer sprachlichen Äußerung, sondern um die Wiederholung der Performanz. Dabei finden -streng genommen- keine Wiederholungen des Gleichen, sondern lediglich Iterationen des Ähnlichen statt." (Wulf 2009:89) Derridas Dictum von der Zitathaftigkeit der Sprechakte (vgl. Derrida 2001) weist Wulf mit dem Argument zurück, dass das Moment der Performativität weniger die Zitation, als die Vielfalt der möglichen Erscheinungen, also der Aussage kennzeichnet. Die performative Iteration stellt somit keinen Wiedergänger dar, sondern sie "erzeugt die Differenz im Sinne des Aufschubs, der Verzögerung und der Nachträglichkeit, die den Anspruch auf Identität auflöst." (Wulf 2009:89)

abgelehnt werden, da sie den Gegenstand nicht trifft. Austin versucht ein integratives Konzept von Sprechen und Handeln zu entfalten, auf welches Derrida mit einer medientheoretischen Dekonstruktion von Zeichen reagiert, die mehr auf der Ebene der technischen Reproduzierbarkeit von Wissensgegenständen anzusiedeln wäre als in der Dimension von sozialem Handeln.

5.6 *Biunivozität: Vorläufiges Fazit*

Vor dem Hintergrund des Vergleichs von Aussagefunktion und Illokutionen mag es in einer rein analytischen Betrachtung der Wissensformationen und ihrer historisch kontingenten Dynamik sinnvoll sein Aussage und Illokution getrennt voneinander zu diskutieren, um allerdings die Dynamik der Ordnung von Wissen nicht reduktionistisch zu beschreiben, erscheint es notwendig die Funktion dieser beiden Begriffe zusammenzudenken. Die Frage nach einem Abhängigkeitsverhältnis hat sich als nicht erkenntnisträchtig herausgestellt, denn sie unterschlägt, dass die Existenzfunktion der Aussage nicht ohne die *illocutionary force* zu denken ist, welche sich durch ihre Konventionalität ebenso als eine Existenzfunktion von Wissen herausgestellt hat. Das pragmatische Moment erweist sich als zwingend dafür, dass beide Funktionen realisiert werden können. In anderen Worten: Die Aussage ist nicht die Wahrheit einer Illokution und diese ist nicht der Bedeutungsausdruck der Aussage¹⁷⁰. In der performativen Verbindung von Aussage und Illokution steckt die Möglichkeit die formale Ebene der Aussagenanalyse mit einer konkreteren zu verbinden und eine Soziologie des Wissens zu formulieren, die nicht ohne Praxis zu denken ist, welche wiederum eine genuin soziale Praxis darstellt, deren Produkte irreduzibel sind auf die Intentionen von Subjekten, aber die praktische Rolle von Sprechern und Subjektpositionen mitdenkt.

Zusammenfassend kann also gesagt werden: Die Biunivozität stellt sich, im Vollzug der Illokution her, als gleichzeitiger Vollzug der wiederholbaren Materialität der Aussagefunktion. Unabhängig vom Problem der Authentizität des Sprechaktes, denn *dadurch*, dass er vollzogen wurde, aktualisiert sich auch die Gültigkeit der diskursiven Praktiken, der Beziehungen zwischen den Aussagen, deren Form wiederum der Konventionalität von Illokutionen entspricht. Das *Revoco* des reuigen Sünders hat eine weitaus größere Tragweite als die notwendige Voraussetzung dafür, dass das verloren gegangene Schaf wieder in die Mitte der Herde geführt werden kann. Aussage und Illokution bilden zwei Elemente von Wissensordnung, die gleichzeitig singulär und wiederholbar sind. Wissen ist somit existenziell darauf angewiesen, dass es in illokutionären Akten

¹⁷⁰ Diese Wendung ist zu verstehen auf die Diagnose von Dreyfuß/Rabinow, dass die Analyse von diskursiven Formationen eine doppelte Reduktion erfordert: Das Ausklammern von Wahrheitsansprüchen der zu untersuchenden Sprechakte und ebenso den Anspruch auf Bedeutung. (Vgl. Dreyfuß/Rabinow 1987:73). Mit Petra Gehring sei darauf entgegnet, dass Diskurse keinen Wahrheitsanspruch stellen, sondern einen Wirklichkeitsanspruch, welcher ungeachtet des vielleicht naiven Positivismus, zwingend ist (vgl. Gehring 2004:60f.).

performiert wird, obwohl damit gleichzeitig die Immanenz des Misslingens gegeben ist, wie Austin gezeigt hat. Auf einer funktionalen Ebene scheint also Biunivozität vorzulegen, wenn sie auch nicht mit Eineindeutigkeit übersetzt werden kann, sondern mit Gleichzeitigkeit. Es bleibt jedoch noch fraglich, ob man Eineindeutigkeit auch in semantischer Hinsicht zwischen Aussagefunktion und Illokution feststellen kann.

Deswegen soll im folgenden letzten Abschnitt in einer skizzenhaften Versuchsanordnung analysiert werden, wie das Wirken des Pastorats, bzw. in einer Verschiebung das Geständnisdispositiv, das man als sehr präsente Aussageformation bezeichnen kann (vgl. Schneider 2007), angewiesen ist auf das Vollziehen von illokutionären Akten und ob sich im empirischen Versuch die Frage nach der semantischen Biunivozität klären lässt.

6.0 Die Aussagen der Beichte

Das analytisch skizzierte Ineinanderwirken von Aussagefeldern und illokutionären Akten soll auf ein empirisches Beispiel angewandt werden, um seine Konsistenz zu testen. Das Phänomen der katholischen Beichte bildet hierfür den Untersuchungsgegenstand, aufgrund seiner historischen Persistenz und seines hohen Grades an Konventionalisierung. Die Beichte wird verstanden als ein Paradigma der Disziplinierung, der Normalisierung und der Subjektivierung (vgl. Foucault 2004). Sie wird als ein geregeltes System von Aussagen, diskursiven Praktiken verstanden, die eine spezifische Form von Subjekt konstituieren. Die Intention dieser Beispielanalyse ist dabei, dass nicht allein die diskursiven Praktiken der Gewissensbefragung ausschlaggebend sind für die Subjektivierung der Individuen, sondern dass nur das Zusammenwirken von Aussagen und illokutionären Akten diese Subjektivierung leisten kann. In doppelter Weise werden dabei Struktur und Ereignis zusammengedacht: Im Konzept der Aussage, der die Funktion der Gleichursprünglichkeit zu eigen ist¹⁷¹ und im Vollziehen des Sprechaktes, was zugespitzt ebenfalls als Gleichursprünglichkeit gedacht werden kann.¹⁷² Das Subjekt der Beichte ist das Individuum¹⁷³, das im Verständnis der katholischen Kirche aus sich selbst heraus schuldhaft¹⁷⁴ ist und so der Leitung zum guten, sittlichen und gottgefälligen Leben bedarf. Die Tradition der Seelenführung liegt dabei weit vor dem Christentum, wie Foucaults Analysen der antiken Selbstpraktiken anschaulich gezeigt haben¹⁷⁵. Was in diesem Experiment vordringlich interessiert ist auf einer allgemeineren Ebene das Geständnisdispositiv, das sich unter anderem in der Beichte ausdrückt. Insofern dienen die antiken Techniken der Selbstsorge zwar als Referenz oder Vergleichsfolie, allerdings unterscheiden sie sich stark vom Geständnisdispositiv, da im ersten Fall das Ziel eines ethischen und ästhetischen Subjekts, als mitkonstitutivem Bestandteil der Polis, formuliert wird. Im Zweiten dagegen wird das ‚sich selbst befragen‘ zu einem ‚geständig sein.‘ Die Innerlichkeit eines Subjekts

¹⁷¹ Siehe dazu Kapitel 2.4 und 3.2

¹⁷² Zugespitzt in dem Sinne, da Sprechakte, um als solche vollzogen werden zu können der Struktur der Sprache, mithin der Form der Grammatik und propositionalen Gehalts bedürfen, allerdings ist der performative Sprechakt irreduzibel auf diese konstitutiven Bedingungen. Siehe dazu Kapitel 2.2.

¹⁷³ Das Individuum entspricht dabei nicht einem einmal gewordenen Ich, welches dann über die Erscheinung in der Person repräsentiert wird, vielmehr sind Individuen ebenfalls historische Entwürfe, bei denen eine Vielzahl von sozialen Prädikaten eine Rolle spielen. Die Zuschreibung einer Einzigartigkeit kann sich daher nur auf die unmittelbare Gegenwart beziehen, in der eine ganz bestimmte Konfiguration von Selbstbeschreibungspraktiken aktualisiert worden ist (vgl. u.a. Deleuze 1992:161).

¹⁷⁴ Indem Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis kosteten, haben sie sich für ein Leben in Schuld, also eines das sie selbst verantworten müssen, entschieden.

¹⁷⁵ Siehe hierzu Foucault 1989a und Foucault 1989b. Hauptsächlich in 1989b, Kapitel III.2, wo paradigmatisch gezeigt wird, wie sich differenzierende Gesellschaften oder um es kleinteiliger zu halten Organisationen, mit zunehmender Komplexität der Agglomeration integrierende Aufgaben an die zu integrierenden Glieder, in diesem Fall Individuen auslagern. „Die Politik, das ist >ein Leben< und eine >Praxis< (bios kai praxis)“ (Foucault 1989b:118, Hervh. im Original, Staples). Interessant an dieser Sentenz, die Foucault nach Plutarch zitiert ist die Verwendung des Begriffs ‚bios‘ anstatt ‚zoon‘. Das biologische Leben hat bereits eine Form, eine Richtung, welche sich dann im Begriff der ‚praxis‘ weiterführt.

muss zugänglich gemacht werden, um soziale Steuerbarkeit zu gewährleisten, wozu die Innerlichkeit der Selbstbefragung nach außen verlagert wird. Die Beichte und der dazugehörige Komplex der Gewissensbildung und – erforschung stehen dabei am Anfang und in diesem Text paradigmatisch für die Formen des Geständnisdispositivs, welches nach Foucault für die abendländische Gesellschaft seit dem Mittelalter eines der Hauptrituale zur „Produktion von Wahrheit“ darstellt¹⁷⁶ (Foucault 1983:75). In der antiken Vorstellung der gewünschten Teilhabe an der einen Wahrheit¹⁷⁷ ist die „stoische Praxis des >über sich selbst Gerichthaltens<“, die Ausbildung einer ethischen Lebenshaltung¹⁷⁸ (Burchardt 2008:259). Die Wahrheit kann gefunden werden, das ethische Subjekt kann ihr teilhaftig sein, da die Wahrheit sich im ethisch geführten Leben verkörpert¹⁷⁹. Dagegen verlagert die christliche Bußpraxis die mögliche Wahrheit in das Innere des Subjekts, die es durch Gewissenserforschung und Geständnispraktiken aufzufinden, gilt (vgl. ebd.:260). Dabei ist es nicht jedem gleichermaßen möglich die Wahrheit im Subjekt zu lesen, die bevorzugte Instanz wird hierfür der Priester, der Pastor, der von göttlicher Stelle dazu legitimiert ist, andere zu leiten. Das antike Lehrer-Schülerverhältnis, in dem durch diskursiven¹⁸⁰ Austausch und Ausübung von ethischen Praktiken, Subjekt und Wahrheit ein performatives Verhältnis unterhalten, wird zum Sünder-Beichtvaterverhältnis, welches zumindest ein Abhängigkeitsverhältnis impliziert, da der Eine im Besitz des Wahrsprechens und Auffindens ist und der Andere kann dieses Abhängigkeitsverhältnis zwar nie auflösen -es sei hier auf die Konstruktion der Erbsünde verwiesen¹⁸¹ - aber sich zumindest kurzfristig Erleichterung oder sogar Vergebung erhoffen, durch schonungslose Offenlegung des innersten Selbst. Diese Geständnispraktiken haben sich allerdings irgendwann begonnen zu verstreuen, haben andere Formen angenommen, sind von anderen Diskursen aufgenommen und modifiziert worden, sodass Foucault nicht unironisch sagt: „Im Abendland ist der Mensch ein Geständnistier geworden.“ (Foucault 1983:77) Jenseits dieser Spitze, die auch so gelesen werden kann, dass das Gestehen einen quasi natürlichen Charakter angenommen hat, weder Techné noch Heilswang, kann man anhand dieser Analysen Foucaults konstatieren, dass Wahrheit, welche Wissen Geltung verleiht, Gegenstand diskursiver

¹⁷⁶ Die Frage nach der Regierbarkeit nimmt heute ein breites Feld in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung ein. Viele Ansätze der ‚Gouvernementality Studies‘ oder auch aus angrenzenden Bereichen wie den ‚Gender Studies‘ schließen ihre Überlegungen dabei an die Arbeiten Foucaults an. Für einen Überblick auf diese Felder siehe Bratich/Packer/McCarthy 2003.

¹⁷⁷ Zur Genese der Wahrheitsmetapher und insbesondere zur *einen* Wahrheit siehe Blumenberg 1998, insbes. 14-22.

¹⁷⁸ Im Anschluss an die antiken Selbsttechniken entwickelt Foucault auch seinen Anspruch die gegenwärtige Philosophie zu einem Ethos, einer ‚kritischen Ontologie unserer Selbst‘ zu machen. Siehe dazu Foucault 2007 und Kapitel 1.

¹⁷⁹ Sehr eindeutig auch Foucaults Zitat von Aristoteles: „Eine Polis ist tugendhaft, sofern die an ihrer Regierung teilnehmenden Bürger selber tugendhaft sind; in unserem Staat haben alle Bürger Anteil an der Regierung.“ (Foucault 1989a:105) Ganz deutlich wird hier, dass das Individuum noch stark als ein Teil einer Einheit verstanden wird, die Pflicht der Solidarität ist notwendig zum Erhalt der Gesellschaft.

¹⁸⁰ Hier wird der Begriff ausnahmsweise als verständigungsorientierte Kommunikationshandlung angewandt.

¹⁸¹ Zur Lehre der Erbsünde und Augustinus, der maßgeblich die dazugehörige Lehre geprägt hat, siehe Ricken 2006:218ff.

Praktiken ist. Insofern wird dann verständlich, warum Geständnisse zu einem so prominenten *Ritual* werden konnten.

Dies führt zurück, zur oben formulierten Annahme, dass das Geständnisritual als eine spezifische diskursive Praxis sich nur dann entfalten kann, wenn es im Rahmen von illokutionären Akten vollzogen wird. Mehr noch im Akt des Sprechens fallen die Existenzfunktion der Aussage und die Performanz der Konventionalität von Illokutionen zusammen in der Figur der Biunivozität. Analytisch wurde diese pragmatische Bedingtheit bereits diskutiert, nun soll sie noch an einem empirischen Beispiel kritisch reflektiert werden. Das Geständnisritual ist für Foucault von großer Bedeutung in der Analyse einer sich entwickelnden Pastoralgesellschaft; für den Zusammenhang zwischen Aussage und Illokution sei hier noch auf eine Aussage Foucaults aus dem ersten Band von „Sexualität und Wahrheit“ aufmerksam gemacht, die implizit seine Auffassung der Sprechaktrolle gegenüber der Aussage revidiert und den hier vertretenen Annahmen mehr Gewicht verleiht.

„Nun ist das Geständnisritual ein Diskursritual, in dem das sprechende Subjekt mit dem Objekt der Aussage zusammenfällt, und zugleich ist es ein Ritual, das sich innerhalb eines Machtverhältnisses entfaltet, [...]; ein Ritual, in dem die Wahrheit sich an den Hindernissen und Widerständen bewährt, die sie überwinden mußte, um zutagezutreten; ein Ritual schließlich, wo die bloße Äußerung schon – unabhängig von ihren äußeren Konsequenzen – bei dem, der sie macht, innere Veränderungen bewirkt: sie tilgt seine Schuld, kauft ihn frei, reinigt ihn, erlöst ihn von seinen Verfehlungen, befreit ihn und verspricht ihm das Heil.“
(Foucault 1983:79f.)

Deutlich wird in diesem Zitat die wirkmächtige Verbindung von Äußerung und ritualisierter Form derselben. Das Bekenntnis kann nicht in beliebiger Form erfolgen, es ist, um seine Wirkung entfalten zu können, an ritualisierte oder zumindest institutionalisierte Formen der Subjektivierung gebunden: an spezifische Formen der Selbstenthüllung.

Die christliche Beichte blickt auf eine lange Tradition zurück, aus der heraus die Geständnispraktiken und damit verbundene Rituale immer weiter ausdifferenziert wurden. Ebenso verbinden sich in der Beichte die gesellschaftlichen Ordnungen der Religion und des Rechts. Bevor also eine aktuelle Form der Beichte untersucht werden kann, ist es notwendig, ihre Prinzipien historisch aufzuarbeiten und sich zumindest einen Überblick über die mannigfaltigen Verzweigungen des Geständnisses zu verschaffen.

6.1 Genealogie der Beichte – Von Außen nach Innen

Alois Hahn verortet in seinem Artikel zur Selbstthematization die große Änderung in der Beichtkultur, ebenso wie Foucault im Gouvernementalitätsband I, um 1215 mit dem Lateran-

konzil (vgl. Foucault 2004: 295). Ab hier kann man von einer Verpflichtung zur Beichte sprechen und davon, dass die Sünde als eine innerliche, subjektive Tat verstanden wird. Die Sünde wird nicht mehr als eine Äußerlichkeit gesehen, die dem Individuum widerfährt, sondern es wird davon ausgegangen, dass der bekennende Sünder intentional handelt. Die Sünde wird damit subjektiviert und schließt sich mit der Beichte zu einem mächtigen Instrument der Disziplinierung und vor allen Dingen Individualisierung der Menschen zusammen. Wie Hahn betont wird die Beichte durch den Perspektivwechsel nicht überflüssig, sondern im Gegenteil ihre Bedeutung potenziert sich dadurch. "Sie (die Beichte) wird vielmehr jetzt ein Forum, vor das prinzipiell nicht nur das äußere Handeln, sondern bereits die Intentionen gezogen werden. Es kommt somit zu einer Sozialisation der Empfindungen und einer sozialen Kontrolle des Gewissens, wie sie vorher nicht möglich waren." (Hahn 1982:408)

Analog den Veränderungen im mittelalterlichen Beweisrecht, nachdem das Gottesurteil¹⁸² verboten wurde, gewinnt das Geständnis, sei es nun die Beichte des Sünders oder das Geständnis eines Verdächtigen eine völlig neue Qualität. Das Geständnis wird zur 'regina probationum', denn einerseits schließen sich Täter und Tat nur im Geständnis zusammen, "im Geständnis identifizierte er (der Verdächtige) sich mit der Tat: Geständnis wird Identifikation: Selbstausslegung." (Ebd.:416) Wenngleich Beichte und juridisches Geständnis nicht gleichgesetzt werden sollen und Hahn auf die Differenzen auch im Mittelalter hinweist, so ist unverkennbar, dass die Bedeutung der Intentionalität mit dem Laterankonzil zunehmend wichtiger wird (vgl. ebd.:432).

Mit Einsetzen der Reformation ist wiederum eine Veränderung der Beichtformen zu beobachten, die man als einen weiteren Individualisierungsschritt ansehen kann. Hahn beschreibt, dass einerseits die Beichte ihren sakramentalen Status in den reformierten Gemeinden verliert, (es scheint angebracht, dass dies von katholischer Seite anders gesehen wird, denn nach wie vor ist das Sakrament der Buße ein zentrales Element der katholischen Glaubenslehre) vor allem dadurch, dass dem Priester seine sacerdotische Magie entzogen wird. Erlösung wird nun vom Glauben erwartet oder prädestinativ gesehen, damit verliert die Beichte als Zutrittsticket zur Erlösung an Bedeutung (vgl. ebd.: 416). Allerdings entwickeln sich bei den Reformierten Formen der Gewissenserforschung, die das Bekennen noch tiefer im Individuum verankern und Elemente sozialer Kontrolle, wie bspw. das von Luther eingeführte Glaubensverhör, mit welchem festgestellt werden sollte, ob die Gemeindemitglieder würdig seien am Gottesdienst teilzunehmen¹⁸³ (vgl. ebd.: 417f.). "Es kommt also zu einer Zweigleisigkeit der sozialen Kontrolle, einer mehr über das Gewissen laufenden bei den religiösen Virtuosen und den angesehenen Gemeindemitgliedern und einer, die stärker auf äußere Überwachung baut." (Ebd.:418) In den Prinzipien der

¹⁸² Siehe detailliert zum Verbot des Gottesurteils, welches ebenfalls im Zuge des Laterankonzils 1215 beschlossen wurde: Schneider 2007:25ff.

¹⁸³ Weber betont in seiner scharfsichtigen Analyse der neuen Formen sozialer Kontrolle mittels religiöser Herrschaft, dass die Reformatoren eben "ein zuwenig an kirchlich-religiöser Beherrschung des Lebens" bemängelten. (Weber 2006:26)

reformatoren Lebensführung lassen sich auch für die Gegenwart noch gültige Aussagen finden.

- Die Zeit wird zum Gut, welches der Knappheit¹⁸⁴ unterliegt. (Das Paradies auf Erden ist begrenzt.)

- Die Selbstbeherrschung als Vorläufer der Selbstdisziplin wird Ideal, das wichtigste Prinzip allerdings, welches Hahn betont, ist die systematische Affektkontrolle, "das methodische Leben in innerweltlicher Askese". (Ebd.:419) Hahn weist darauf hin, dass es Weber klar gewesen ist, dass diese Affektkontrolle keine Erfindung der Reformation gewesen ist, sondern eine Entwicklung, die auf dem Mönchsideal und außerweltlicher Askese beruht (vgl. ebd.). Foucault beschreibt in Band I der *Gouvernementalitäts*-Vorlesungen diese Mönchsaskese detailliert als ein Paradigma für das Wirken des Pastorats (vgl. Foucault 2004). Foucault betont das Moment der Selbstaufgabe in diesem Mönchsideal und dies nicht nur als ein partielles Geschehnis, wie in der Beichte, sondern ebenfalls als eine Systematisierung der Lebensführung. Dies mag nur für eine kleine Gruppe gegolten haben, allerdings scheint es als würde eine nähere Untersuchung des Askeseverständnisses von Foucault und Weber lohnen, um die Genealogie des Pastorats und seiner Säkularisierung in der *Gouvernementalität* eingehender zu verstehen (vgl. Foucault 2004:256-260). Foucault geht davon aus, dass das christliche Pastorat als eine spezifische Ordnungsmacht in Beziehung steht zum Heil, zum Gesetz und zur Wahrheit. Diese Beziehungen unterscheiden sich dabei maßgeblich von den Beziehungsweisen, die das hebräische Prinzip des guten Hirten oder das Modell des Stadtstaates bei Platon zu diesen drei maßgeblichen Ordnungsdimensionen menschlichen Lebens unterhalten haben (vgl. ebd.:244). Die Unterschiede treten auf einer anderen, relationalen Ebene zutage und erweisen sich als gravierend. Hauptunterschied, aus dem sich die anderen ausdifferenzieren, kann im Führungsmodell gesehen werden. Während in der griechischen Antike, wie im hebräischen Kontext ein einfach reziprokes Führungsmodell besteht, wonach der Führer verantwortlich ist, für die Totalität der Herde und der jeweilige Zustand ein Ausdruck des Gesamtzustandes der Gemeinschaft ist und auf den jeweils anderen Teil zurückzuführen ist.¹⁸⁵ Im christlichen Pastorat lassen sich ebenfalls Reziprozitätsrelationen feststellen, allerdings auf eine deutlich komplexere Art und Weise, die Foucault veranlasst von einem Prinzip der „integralen und paradoxalen Distributivität“ christlich pastoraler Macht zu sprechen (ebd.:247). Damit ist eine

¹⁸⁴ Zum Thema Knappheit siehe Hahn 1987 aus der Perspektive ökonomischen Handelns. Dieser Verknappungsgedanke kann ebenfalls als Indiz gesehen werden für die epistemologische Schwelle, die Foucault an der Schwelle vom 15. zum 16. Jahrhundert beschreibt, siehe dazu Foucault 1994:78ff. ‚Das Ende der Ähnlichkeit in der Darstellung des Don Quijote‘. Weiterer wichtiger Aspekt der Knappheit für Foucault ist die Knappheit von Diskursen, in der Archäologie des Wissens, die zu einer Verknappung von Diskursen wird in der Ordnung des Diskurses. Siehe dazu Foucault 1981:172ff. und Foucault 2003.

¹⁸⁵ Foucault verweist als Beispiel auf den Ödipusmythos, in welchem der Zustand der Herde direkt auf das Verhalten des Führers zurückzuführen ist. Herde und Hirte bilden eine Schicksalsgemeinschaft (vgl. Foucault 2004:245).

Verschiebung des Leitanspruchs gemeint¹⁸⁶. Der Pastor ist für die ganze Herde verantwortlich, allerdings auch für das Heil jedes einzelnen Schafes. Um die Herde zu retten, ist es möglich und manchmal auch notwendig, ein Schaf zu opfern, gleichzeitig „muß das Heil eines einzigen Schafes dem Pastor genauso viel Sorge bereiten wie dasjenige der ganzen Herde.“(Ebd.)¹⁸⁷ In summa ergibt sich für Foucault daraus eine „Ökonomie der Verfehlungen und Verdienste“ unter dem Generalthema des Heils. (Ebd.:253)

Der biographische Gedanke, welchen Hahn für die innerweltliche Askese der Reformation, zumal der Puritaner hervorhebt, mag nicht als explizites Prinzip für das Mönchsideal gegolten haben, dafür aber das Prinzip das Leben einem anderen (dem Pastor, in welcher Form auch immer) zur Gänze für die Dauer des Lebens und ohne Ausnahme unterzuordnen. Die Ähnlichkeiten in der Form der Selbstdisziplin scheinen unverkennbar.¹⁸⁸

Paden thematisiert das Misstrauen der Puritaner gegenüber dem Selbst in ähnlicher Weise, wobei er ebenfalls auf Webers Protestantismusaufsatz rekurriert. Paden diagnostiziert aus den sich vielfachenden Formen der Selbstbefragung, stellvertretend sei das Tagebuch genannt, dass die bereits in der Beichtentwicklung vorgenommene Verlagerung des Selbstblicks nach innen, nun zwei Perspektiven des Innen auf sich selbst produzieren muss. Das Selbst wird über das Medium der Selbstbefragungen, Selbstvergewisserungen und Selbstbekenntnisse dazu gezwungen, die eigene Lauterkeit infrage zu stellen, das eine Selbst, das einstmals auf ein fernes Heilsobjekt gerichtet war, ist nun gehalten die Unmöglichkeit der Heilserfahrung jeden Tag auf neue zu produzieren, indem es sich selbst anklagt (vgl. Paden 1993:93ff.). Worauf Hahn dabei hinweist

¹⁸⁶ Diese Prinzipien der Anleitung haben eine integrale Abhängigkeit zwischen Schaf und Hirten zum Gegenstand, diese Abhängigkeit differenziert sich für Foucault auf drei Ebenen: a) als eine Unterwerfungsbeziehung eines Individuums unter ein anderes Individuum (vgl. Foucault 2004:255). b) die Unterwerfung ist nicht zielgerichtet, sondern „man gehorcht um gehorchen zu können, um zu einem absoluten Zustand des Gehorsams zu gelangen“. (Ebd.:258) c) Unterrichtung der Herde durch den Pastor und durch seine Lebensführung selbst, wobei der Unterricht an den individuellen Hörer angepasst werden muss. Aus c) heraus unterscheidet Foucault schließlich noch zwei neue Charakterisierungen des christlichen Pastorats. c1) Der Unterricht soll das tägliche Verhalten lenken und c2) Der Unterricht der Wahrheit muss das Gewissen leiten (vgl. ebd.:264). Fasst man die Foucaultschen Differenzierungen zusammen, ergibt sich ein straffes System, eine Ökonomie, die individualisierend wirkt, indem sich die Akteure subjektivieren. Das Abhängigkeitsverhältnis kann dabei nicht als deszendent vom Pastor hin zum einzelnen Herdenmitglied gesehen werden, da der Pastor immanenter Teil dieser differenzierten Reziprozitätsrelation ist. Die Frage, die sich nun stellt, ist wie entfaltet sich diese feingewirkte Ordnung? Bleibt man auf der historischen Ebene, so wird man auf die Interaktion von Pastor und Herde verwiesen und diese Ordnung vollzieht sich in Teilen sprachlich. Diese skizzierten Beziehungsweisen müssen sich also im Sprechen vollziehen, bzw. wirksam sein.

¹⁸⁷ „Im Katechismus der katholischen Kirche ist in Bezug auf die Beichte und den Hirten zu lesen: „Wenn der Priester das Bußsakrament spendet, versieht er den Dienst des Guten Hirten, der nach dem verlorenen Schaf sucht; den des guten Samariters, der die Wunden verbindet; den des Vaters, der auf den verlorenen Sohn wartet und ihn bei dessen Rückkehr liebevoll aufnimmt.“ (Katechismus 1997:V.1465) Zusätzlich entfaltet Foucault vier Prinzipien des Pastorats, die genuin aus dem Christentum heraus entstanden sind und sich in Regierungstechniken auswirken: a) analytische Verantwortlichkeit b)erschöpfender und unverzüglicher Transfer c) Inversion der Opferung d) alternierende Korrespondenz (vgl. Foucault 2004:266f.).

¹⁸⁸ Dazu kann man noch das Phänomen der *humiliation* nennen, welches zwar als eine Bekenntnisform in der Ehe gedacht war, allerdings durch ihren Anspruch der schonungslosen Offenheit gegenüber dem Ehepartner viel mit Selbstaufgabe in der Gestalt der Selbstbefragung zu tun hat (vgl. Hahn 1982:420).

und dies ist auch in dieser Arbeit von Interesse, ist die stark institutionalisierte Form der Selbstbekenntnisse (vgl. Hahn 1982:420). Die katholische Gegenreformation entwickelt eigene Weiterentwicklungen des Selbstbekenntnisses. Hahn analysiert das Phänomen der Devotion, welches ähnlich ist der *Humiliation* (vgl. FN 188), bzw. die innerweltliche Wendung des Mönchsideals darstellt. Der Sünder soll sich an einen Seelenlenker binden, der Zeuge des Selbstbekenntnisses ist und den Beichtenden in den Formen des Bekennens anleitet, wobei das Augenmerk ebenfalls einer Biographisierung der Bekenntnisse gilt. Die Generalbeichte erfährt in diesem Zusammenhang eine Umdeutung von einem allgemeinen Bekenntnis der Sündhaftigkeit des Individuums, zu einer minutiösen Lebensbeichte. Dadurch veröffentlicht sich, intersubjektiviert¹⁸⁹ sich eine Sündenbiographie, die quasi der Leitfaden der individuellen Biographie überhaupt ist (vgl. ebd.:424f.).

"In der Beichte fallen also die modernen Selbstdomestikationstechniken zusammen: Verhüllung und Enthüllung." (Ebd.:426) Für Hahn steht die Entwicklung der Beichtformen in einem spezifischen Spannungsverhältnis der Ver- und Enthüllung des Selbst. Einerseits werden Akteure individualisiert und ihre Äußerungsformen domestiziert, bspw. ist es schon länger nicht mehr üblich und bisweilen auch strafbar, in der Öffentlichkeit zu urinieren. Die Körperlichkeit wurde gebändigt. Foucault hat dies hinlänglich in verschiedenen sozialen Dimensionen beschrieben.¹⁹⁰ Die Verhüllung des Selbst stellt dabei keine Folge von sich institutionalisierenden Enthüllungspraktiken dar. Vielmehr greifen beide ineinander und lassen nur in ihrem spannungsreichen Wechselspiel das moderne Individuum entstehen. Hahn weist darauf, dass man immer dort wo die Freiwilligkeit der Selbstoffenbarung gefordert ist, also wie weiter oben diskutiert wurde, das Bekennen zu einer Innerlichkeit geworden ist, Kombinationen von Bekenntnis und Geheimnis finden kann¹⁹¹. "Die Beichte, aber auch die Psychoanalyse, sind als verhüllte Enthüllungen die Synthesis zwischen Selbstentblößung und Selbstentdeckung." (Ebd.:427)

Die letzte Frage Hahns beschäftigt sich mit der Rolle der Beichte und anderer Bekenntnisformen in der Gegenwart funktional ausdifferenzierter Gesellschaften. Einerseits identifiziert er, unter Bezug auf Foucault (ebd. 434) eine Vielzahl von Bekenntnispraktiken, die einerseits der Aus-

¹⁸⁹ Durch die Veröffentlichung von Generalbeichten werden individuelle Biographien zu Folien für die allgemeine Lebensführung. Das wahrscheinlich prominenteste Beispiel für eine Lebensbeichte ist Augustinus 1980. Wichtige Fundamente der christlichen Theologie werden auf der Basis einer individuellen Biographie entwickelt.

¹⁹⁰ Philipp Sarasin hat in einer ausführlichen diskursanalytischen Studie die Genealogie der Hygiene nachgezeichnet, die in vielfacher Hinsicht auf Foucaults Arbeiten reflektiert, wobei er Foucaults Analyse der Selbsttechniken und seine Modellierung des „soui de soi als Form der Freiheit des Subjekts zu denken“ als ein Erbe der Hygieniker aufasst. (Sarasin 2001:28) Vor allem in dem Sinne, dass der Hygienesdiskurs als ein spezifisches Bündel von Selbsttechniken die enge Verflechtung von Wissen und Macht aufbricht und Intimität ermöglicht, wo nur Normalisierung und Disziplinierung Raum hätte (vgl. ebd.:24f.).

¹⁹¹ Schneider weist auf dieses Wechselspiel hin, aus der Analyse spätmittelalterlicher Pönitentialhandbücher. Das abgeschiedene Zwiegespräch in der Beichte, der Verhüllung, steht eine totale Sichtbarmachung des Pönitenten gegenüber, wobei Tränen als ein sicheres Zeichen der Reue und Schuld gelten und so die volle körperliche Präsenz und Hinwendung des Antlitzes zum Priester immanenter Teil des Bekenntnisses ist. „Das Gesicht ist der eigentliche Schauplatz des Geständnisses.“ (Schneider 2007:32)

differenzierung Rechnung tragen und spezifische Bekenntnisformen für den jeweiligen gesellschaftlichen Teilbereich aufweisen, deren Gefahr allerdings in ihrer Verknüpfung und den damit verbundenen Möglichkeiten der Überwachung und Disziplinierung der Individuen verbunden ist. Diese Gefahren haben sich seit der Institutionalisierung der globalen, digitalen Kommunikations- und Informationsnetze potenziert, allerdings sind dadurch auch ungeahnte Möglichkeiten des Bekenntnisses und der Vergemeinschaftung von Erkennenden entstanden, die hier allerdings nicht weiter diskutiert werden können¹⁹².

Jedoch schließt Hahn aus dieser Ausdifferenzierung, dass die Bedeutung der Bekenntnisse als Selbstthematizierungen keinen Bedeutungsverlust erlitten hat, sondern eher eine funktionale Verschiebung stattgefunden hat. War es mit Einführung der Pflichtbeichte nach 1215 so, dass das Pastorat eine immer weiter ausgreifendere soziale Kontrolle über die Herde ausüben konnte, indem die Schafe dazu angehalten wurden sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, woraus sich in der Selbstthematizierung ein spezifisches Selbstverhältnis entwickeln konnte. Dieses Selbstverhältnis erfuhr unter dem Eindruck der Reformation eine Reformulierung, die neue Formen der Selbstkontrolle und der Selbstdisziplin mit sich brachten und ein sich immer stärker ausdifferenzierendes individuelles Selbstverständnis mit sich brachten. Für die gegenwärtigen Bekenntnisformen stellt Hahn fest, dass mit deren Hilfe nicht mehr das Selbst stabilisiert wird, gegenüber einem Pastor und anderen Herdenmitgliedern Alleinstellungsmerkmale ausbildet, sondern die Biographie des Selbst stellt sich stark privatisiert dar, in welcher die Bekenntnisse Selbst-dynamisierend wirken (vgl. ebd.:429). Hahn geht davon aus, dass das Selbst nur mehr für den Träger desselben verbindlich ist und mittels der unterschiedlichsten Selbstthematizierungen an die Bedürfnisse der sozialen Räume angepasst wird. In jüngerer Zeit ist eine Reihe von Literatur erschienen, die sich mit der Veränderung der Selbstverhältnisse auseinandersetzt und in welcher sich Hahns Diagnose bestätigt sieht¹⁹³.

Die Genealogie des Geständnisdispositivs ist damit bei Weitem noch nicht abgeschlossen, doch sollte mit diesem punktuellen Einblick in die Geschichte der Beichte gezeigt werden, welche wechselvolle und dennoch stets wichtige Funktion diese bei der Aufrechterhaltung von Ordnung und der Produktion von Wissen in unterschiedlichen Gesellschaftsformen eingenommen hat.

Was an dieser Stelle festgehalten werden kann, ist Folgendes: Die Beichte erscheint in unterschiedlichsten Gestalten, sie etabliert ein Abhängigkeitsverhältnis gegenüber einem Pastor und sie realisiert ein spezifisches Selbstverhältnis. Die Entstehung des modernen Subjekts hängt eng mit

¹⁹² Einen nach wievor umfassenden und instruierenden Überblick zum Komplex digitaler Wirklichkeit bieten Münker/Roesler 1997.

¹⁹³ Siehe hierzu: Reckwitz 2006, Bröckling 2007, Koenen 2000 und Ha 2005. Die Veränderung der Funktion geht für Hahn soweit, dass bei den Bekenntnissen nicht mehr soziale Kontrolle, durch eine Reflexion auf Schuld im Vordergrund steht, sondern dass diese eine sinnstiftende Funktion übernommen haben. "War einst die Beichte das Vehikel der Festlegung des Ichs auf seine Inhalte, so stehen die neuen Bekenntnisformen eher im Dienst der Dynamisierung des Selbst angesichts fremderzeugten Anpassungsdrucks." (Hahn 1982:430)

den Subjektivierungstechniken zusammen, die sich aus den Beichtpraktiken entwickelt haben. Im Anschluss an Hahn kann ebenso die Frage gestellt werden, welche Funktion die christliche Beichte im gegenwärtigen gesellschaftlichen Kontext einnimmt. Wenn es stimmt, dass speziell die religiösen Bekenntnisformen ihre soziale Kontrollfunktion weitestgehend eingebüßt haben, diese sich verteilt, differenziert und transformiert hat, welche kommt dann der Beichte zu? Zugespitzter gefragt: Welche soziale Kraft kann man dem Bußritual noch beimessen?

Man wird diese Frage differenzierter angehen müssen. Einerseits haben Rituale durchaus eine produktive, zwingende Kraft, ein Ritual¹⁹⁴ erschöpft sich nicht in der Form, andererseits muss man angesichts des Problems, ob man überhaupt noch von einer Totalität von Gesellschaft sprechen kann, fragen für welchen Teil der ehemaligen Gesellschaft, hat die religiöse Beichte eine, im Sinne Hahns, sinnstiftende Funktion. In einer dritten Perspektive, die in dieser Arbeit weiter verfolgt werden soll, wird die Beichte als paradigmatischer Fall des Geständnisdispositivs betrachtet.

In einer experimentellen Untersuchung sollen die weiter oben gezogenen Schlussfolgerungen, dass sich Biunivozität zwischen illokutionären Akten und Aussagen feststellen lässt, die zwingend ist, damit sich die Ordnungsfunktion derselben entfalten kann, überprüft werden. Die *illocutionary force* ist Ausdruck davon, dass Sprechen auch ein Handeln ist und diese Wirkmächtigkeit ist notwendig, damit Aussagen erscheinen können, wobei gleichzeitig die Existenzfunktion der Aussage den protosemantischen Rahmen bietet, damit *illocutionary force* überhaupt mit Wirkmächtigkeit ausgestattet ist.

¹⁹⁴ Ähnlich Foucaults Analyse der Disziplinierung werden nach Wulf allerdings über rituelle Handlungen, soziale Normen in Körper, er spricht hier nicht von Subjekten, eingeschrieben, inkorporiert. (Wulf 2009:46) Wulf rekonstruiert dabei Rituale als eine spezifische Form von sozialer Praxis, "eine Strategie sozialen Handelns". Allerdings grenzt er sich gegenüber klassischen Universalisierungsthese des Rituals, namentlich Durkheim, ab und verweist auf die Kontextabhängigkeit von Ritualen, die eine Generalisierung als "Schlüssel zur Kultur" verhindert. (Ebd.:49) Auf die verschiedenen Kategorien von Ritualen kalendarischen, Schwellenritualen etc. kann hier nicht eingegangen werden, was hier aber interessiert ist die kulturelle Funktion von Ritualen, die für Wulf mehrere Bereiche umfasst. Wird ein Ritual wirklich vollzogen, so kommt es dadurch zu einer Mimesis von Sozialformen. Allerdings ist damit nicht an eine schlichte Wiederholung einer ansonsten festen Form, der soziokulturellen Referenz gedacht. Mimesis wird von Wulf auch gegenüber einer Subjekt/Objekt Trennung in Stellung gebracht, indem er als Referenz für das moderne rationale Denken, das einzelne isolierte Erkenntnissubjekt benennt, dagegen "ist Mimesis immer eine Angelegenheit eines Beziehungsgeflechts von Personen." (Ebd.:23) Das mimetische Handeln vollzieht sich immer innerhalb eines gewissen Spielraums, der notwendig ist, um eine subjektive Aneignung eines Rituals zu gewährleisten. Diese immanente Subjektivität (das eigene Ritual) entfaltet in mimetischen Handlungen, Selbstvergewisserungen, der performierenden Gemeinschaft. Für Wulf konstituieren sich die Merkmale des Rituals als Aspekte des sozialen Handelns, ohne die Sozialität nicht möglich wäre. "Wiederholung, Routinisierung, szenisches Arrangement, symbolischer Charakter und Expressivität werden damit zu konstitutiven Elementen sozialen Handelns und des Sozialen überhaupt, dessen Wirkungen sich zu einem erheblichen Maße über mimetische Prozesse vollziehen." (Ebd.:56)

6.2 *Methodologische Anmerkung*

Um eine tragfähige empirische Aussage über das Verhältnis der Funktion von Aussagen und illokutionären Rahmen tätigen zu können, reicht der Rahmen dieser Arbeit nicht aus. Was in dieser Hinsicht zu leisten wäre, ist einerseits eine intensive theoretische Auseinandersetzung mit der Frage: Wie kann Wissen produziert werden, eingedenk der epistemologischen Grenzen? Andererseits müsste eine Diskursanalyse unternommen werden, die sich sehr nahe am Text mit einer Genealogie der Bekenntnisformen auseinandersetzt und dabei nicht nur die entsprechenden theologischen Schriften analysiert, sondern sich vergleichend mit den historisch entsprechenden Alltagsbekenntnisformen auseinandersetzt. Foucaults ‚interpretative Analytik‘, muss dabei ebenso forschungsleitend sein, wie Austins unermüdliche Beispielreihen. Es gilt diejenigen Praktiken offenzulegen, die sich in illokutionären Akten zeigen. Wobei eben diese Akte selbst Praktiken darstellen, deren Konventionalität Sachverhalte erzwingt. Diese ineinander verwobenen Faltungen von Wissen gilt es zu analysieren, will man verstehen, warum manches als gültiges Wissen angesehen wird und anders nicht, und in welcher Weise Ordnung und Diskontinuität zueinander stehen. Einen interessanten Ansatz die Diskursanalyse Foucaults wissenssoziologisch fruchtbar zu machen, unternimmt Reiner Keller. Er versucht, wissenssoziologische Diskursanalyse und hermeneutische Wissenssoziologie zu verschränken und damit eine adäquate Methode für die Analyse gesellschaftlicher Transformationsprozesse zu generieren. Dabei ist Kellers Anspruch nicht der, mittels der Verschränkung von unterschiedlichen Methoden der Datenauslegung, Aussagen über den ‚einen oder gar wahren Sinn zu treffen, sondern selbst zitierend schreibt er: „Ihr Anspruch besteht (...) darin, die Grundoperationen sozial-wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung schlechthin ihrer epistemologischen Naivität zu entkleiden, sie zu rekonstruieren und zu erhellen.“ (Hitzler/Honer nach Keller 2006:62) Keller sucht damit nach Methoden wissenssoziologischer Forschung, die die Analyse von Wissensordnungen als eine Konstruktion zweiter Ordnung mitreflektiert und dazu versucht die Vorzüge einer historisch orientierten Diskursanalyse und einer hermeneutischen Wissenssoziologie zu verknüpfen¹⁹⁵. Kellers Ansatz scheint in der Hinsicht vielversprechend, da er mit der konstruktivistischen Theorie

¹⁹⁵ Siehe auch Keller 2005. Reichertz nimmt zur Verbindung beider Ansätze ebenfalls Stellung und kommt zu dem Schluss, dass die hermeneutische Wissenssoziologie, besonders die empirische Seite insofern von der Diskursanalyse Foucaults profitieren kann, als mit ihrer Hilfe die problematische Ineinssetzung von ‚sinnhaftem‘ und ‚sinnvollem Handeln‘ problematisiert wird. Die Kontingenz des ‚sinnhaften‘ wird stärker in den Blickpunkt genommen und die Verbindung von Ordnung und Handeln. Reichertz gibt an, dass die Diskurse Foucaults Handeln in der Art problematisieren, dass es nicht a priori als Antworten auf Probleme zu verstehen ist, zumal nicht auf der konkreten Ebene der Interaktion. „Handlungen verknüpfen sich, sie vollziehen sich, sie zielen jedoch nicht auf etwas.“ (Reichertz 2007:272) Erkennbar wird eine Beziehung zu einem prozesshaften Ordnungsverständnis, wie es in dieser Arbeit vertreten und diskutiert wird, in Reichertz Fazit, in welchem er Geschichte und Interaktion als „entwicklungsoffene, einander bedingende und einander durchdringende Prozesse“ (ebd.:274) beschreibt, die Muster- Ordnungen bilden können, allerdings auch getrennt voneinander operieren können.

Berger/Luckmanns und der Diskurstheorie Foucaults versucht die lange bestehende Spannung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken aufzulösen in einer vereinheitlichenden Perspektive, die diskursives Wissen und Wissen des Alltags nicht mehr getrennt voneinander untersucht und versteht.¹⁹⁶ Im Anschluss an den Ansatz Kellers müsste dann eine Diskursanalyse vorgenommen werden –für eine umfassende Analyse der Beichte-, die insbesondere die Kreuzungspunkte von diskursiven Praktiken und nicht-diskursiven und Wirkungen zu analysieren, die sich daraus ergeben.

In dieser Arbeit wird nun eine aktuelle Beichtform der katholischen Kirche untersucht. Obwohl die ausgewählte Variante nur exemplarisch ist, hat sie institutionalen Charakter und kann stellvertretend angesehen werden, da sie von der katholischen Kirche als Modell der Beichte vorgestellt wird. Die beiden Fragen, denen nachgegangen werden soll, sind einerseits: Welche illokutionären Akte lassen sich identifizieren, dazu soll die von Austin vorgenommene Klassifizierung in der zwölften Vorlesung von „How to do things with words“ als Hilfestellung herangezogen werden. Andererseits wird gefragt, wie darin die spezifischen Prinzipien des christlichen Pastorats zum Ausdruck kommen. Diese werden als gültige Aussagen im Feld des Geständnisdispositivs angesehen.

6.3.0 Die Form der Beichte

Die katholische Kirche, deren Beichtpraktiken¹⁹⁷ hier Gegenstand der Analyse sind, schreibt die Form des Bußsakraments zwingend vor. Als ein provisorischer Korpus wird einerseits die Aussagen zur Form der Beichte aus dem Katechismus der katholischen Kirche herangezogen, ebenso wie Erläuterungen dazu aus dem Erzbistum München und schließlich konkrete Sprechakte, die innerhalb dieses Rahmens vollzogen werden. Hinzu tritt ein vom Erzbistum München vorgeschlagenes Reuegebet, welches sozusagen den Epilog im Vollzug der Buße darstellt. Verstanden wird das Bußsakrament dabei als ein Ausdruck des Geständnisdispositivs, welches in dieser Form

¹⁹⁶ In Kapitel 3 wird die Beziehung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken problematisiert, da Foucault jene nicht klar ausdifferenziert, was eine umfassende Definition der Aussagefunktion erschwert. In Kapitel 4 und 5 wird versucht diese Lücke mit den Illokutionen Austins zu schließen.

¹⁹⁷ An dieser Stelle muss noch einmal auf den Unterschied zwischen Praxis und Praktiken aufmerksam gemacht werden. Einerseits wird Praxis in dieser Arbeit verstanden als ein Tun an sich und daraus formen sich Praktiken, ein Tun für sich, äquivalent dazu ist der Begriff der Techniken zu sehen. Bezogen auf die Beichte hat man es dann einerseits mit einer Beichtpraxis zu tun, dem Umstand, dass eine Anzahl X von Akteuren Akte vollzieht, die man unter der Ordnungskategorie beichten zusammenfassen kann. Im Besonderen wird nun von spezifischen Beichtpraktiken die Rede sein, welche dem Beichtenden mehr oder weniger präzise vorschreiben, in welcher Form die Beichte vollzogen werden soll.

ausgeht von der Etablierung und Ausdifferenzierung des christlichen Pastorats, wie es weiter oben bereits dargestellt wurde¹⁹⁸.

6.3.1. *Das katholische Sakrament der Buße*

Der Katechismus hält für den Rahmen des Sakraments folgende Elemente für erforderlich: „a) Gruß und Segen des Priesters; b) Lesung des Wortes Gottes, um das Gewissen zu erhellen und Reue hervorzurufen; c) Ermahnung zur Reue; d) persönliches Sündenbekenntnis vor dem Priester; e) Auferlegung und Annahme der Buße; f) Lossprechung durch den Priester; g) danksagender Lobpreis und Entlassung mit dem Segen des Priesters.“ (Katechismus der katholischen Kirche 1997:V. 1480, Nummerierung der einzelnen Akte nicht im Orig. Anm. Staples.) Das Sakrament kann dabei als Interaktion zwischen Priester und Pönitent stattfinden oder auch in gemeinschaftlicher Form. Für die verschiedenen Elemente stehen den Beteiligten unterschiedliche Sätze zur Verfügung, die von Grußformeln, über konventionalisierte Schuldbekennnisse hin zu unterschiedlichen Absolutionsformeln und diversen Reuegebeten des Sünders reichen. Dazu kommen noch die Elemente aus der Bibel, welche den Sünder vorbereiten sollen, die Reue anleiten sollen. Egal in welcher Form das Sakrament vollzogen wird, es wird darauf hingewiesen, dass es „seiner Natur nach eine liturgische und somit kirchliche und öffentliche Handlung“ darstellt. (Ebd.:V.1482) Deutlich wird hier bereits die von Hahn thematisierte immanente Ver- und Enthüllung, welcher sich ausdrückt in dem Selbstverständnis als ‚eine öffentliche Handlung‘. Dazu tritt die Notwendigkeit, weiter oben wurde bereits darauf hingewiesen, der Präsenz von Pastor und Pönitent, es ist also nicht möglich schriftlich Zeugnis abzulegen, gültig ist nur das ausgesprochene Bekenntnis. Michael Schmaus vermerkt dazu explizit:

„Daß sich die Reue im Wort und nicht in sinnfälligen Zeichen verleiht, hat seinen Grund wiederum darin, daß sich der Mensch im Wort am deutlichsten darstellt. Im Wort spricht er sich selbst aus. Nur im Rahmen eines solchen Verständnisses des Sündenbekenntnisses als einer Selbstanklage und als der Bereitschaft, den Urteilspruch des Priesters und in ihm den Urteilsspruch Gottes selbst entgegenzunehmen, kann man das Sündenbekenntnis als einen Akt seelischer Aussprache oder Selbsterziehung verstehen.“ (Schmaus 1980:141)

¹⁹⁸ Die Beichte und die mit ihr assoziierten Geständnispraktiken dürfen allerdings nicht in einer Richtung von repressiver Macht aufgefasst werden, sondern wie mit Hahn und Foucault bereits diskutiert, die Geschichte des christlichen Pastorats geht einher „mit der Implementierung und Intensivierung produktiver Selbsttechnologien“ [...] welche das Erscheinen des neuzeitlichen Subjekts strukturell vorbereiten. (Ricken 2006:233)

Nur im Wort spricht der Pönitent sich selbst aus. In der Übertragung kann man diese Erläuterung der Beichte so lesen, dass der beichtende Akteur im Vollzug des Bekennens, welches als ein illokutionärer Akt zu sehen ist, ein spezifisches Selbstverhältnis nicht nur zum Ausdruck bringt, sondern möglicherweise sogar konstituiert. (-Möglicherweise- deswegen, da das empirische Material in dieser Arbeit zu knapp bemessen ist, um wirklich valide zu sein.) Der illokutionäre Akt würde sich an dieser Stelle in eine „constitutive utterance“ verwandeln¹⁹⁹. (Harris 1980:171) Während des Bekennens konstituiert sich der Akteur als reuiger Sünder und damit als jemand der der Anleitung, der Führung bedarf. Daraus ergeben sich Regeln des Verhaltens, die Weisen der Selbstbefragung ordnen, das Gewissen bilden und so Gründe für das nächste Bekenntnis liefern. Um diese Assertiva zu testen und an den Aussagen zu eruieren, inwieweit die These von der Binunivozität von Aussage und Sprechakt trägt, sollen im Folgenden konkrete konventionale Sprechakte einer Beichte analysiert werden.

6.3.2 Die konventionalen Sprechakte der Beichte

Form der Beichte ist stark determiniert, wie in den vorangegangenen Abschnitten gezeigt wurde. Ihre Gesamtform, ihre einzelnen Abschnitte und auch ihre Sprechakte. Bzw. sollte man besser von den illokutionären Akten sprechen, von einem Sprechen, welches ein Handeln ist und durch die Konventionalität verbunden ist mit nicht sprachlichem Handeln. Die folgende Anleitung zum Beichtablauf wurde vom Erzbistum München auf deren Internetpräsenz veröffentlicht. Die einzelnen Sprechakte, die darin explizit aufgeführt werden, entstammen unterschiedlichen Aus-

¹⁹⁹ Harris entwickelt *constitutives* als eine besondere Form von Illokutionen, besonders vor dem Hintergrund von religiösem Sprechen. Die Unterscheidung basiert darauf, dass illokutionäre Akte Handlungen sind, wogegen Harris dafür plädiert, dass die Handlung notwendig in der Äußerung konstituiert wird. (Harris 1980:171) Zugänglich wird diese Unterscheidung darüber, dass Harris sie an Sprecherpositionen knüpft und damit an konventionale Akte. Sich entschuldigen bspw. steht jedem Akteur offen und die Illokution konstituiert keinen neuen Fakt, zumindest nicht in dem Sinne wie ein Priester im Akt des Taufens ein Baby zu einem durch Namen individualisierten Mitglied einer Konfession, einer Religion macht und damit durchaus im Austinschen Sinne neue konventionale Sachverhalte schafft. Das Problem dabei ist, dass diese Konvention nur gilt, solange die Akteure die Gültigkeit der Konvention durch konventionskonformes Handeln teilen und bestätigen. In Bezug auf Gottesfragen erscheint dieses Problem nun besonders prekär und Harris geht davon aus, dass das Gewicht innerhalb des Aktes sich von der Sprecherposition auf die Dimension des ‚securing uptake‘ verlagert. Eine assertive Äußerung wie ‚Gott liebt uns‘ kann nur in der Weise zum illokutionären Akt werden, indem der Sprecher versucht das Verständnis zu sichern, im Zweifelsfall muss der Hörer ein gänzlich anderes Set von Wirklichkeitsverständnis *glauben* (vgl. ebd.:179f.). Harris Gedanken sind deswegen interessant, weil sie die *illocutionary force* in Verbindung setzen mit nicht sprachlichen Konvention und besonders im religiösen Fall mit Ritualen.

gaben des Gotteslobes.²⁰⁰ Die Nummerierung folgt jener, die weiter oben an den Angaben aus dem Katechismus vorgenommen wurde.

a) Begrüßung:

Wenn der Beichtende den Beichtstuhl oder das Beichtzimmer betritt, begrüßt ihn der Priester. Dann macht der Beichtende das Kreuzzeichen und spricht:

»Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.«

P: »Gott, der unser Herz erleuchtet, schenke dir wahre Erkenntnis deiner Sünden und seiner Barmherzigkeit.«

Antwort: »Amen.«

b) *Der Priester kann nun, wenn es Zeit und Umstände erlauben, ein Schriftwort lesen oder sprechen.*

c), d), e) *Bekennnis und Genugtuung:*

Es folgt das Bekennnis der Sünden und das Beichtgespräch, bei dem der Beichtende ein angemessenes Bußwerk zur Genugtuung für seine Sünden übernimmt.

f) Reuegebet und Lossprechung

Nach einem Bekennnis soll der Beichtende ein kurzes Reuegebet sprechen. Er kann z. B. sagen:

»Ich bereue, dass ich Böses getan und Gutes unterlassen habe. Erbarme dich meiner, o Herr.«

Der Priester erteilt die Lossprechung mit folgenden Worten:

»Gott, der barmherzige Vater, hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt und den Heiligen Geist gesandt zur Vergebung der Sünden. Durch den Dienst der Kirche schenke er dir Verzeihung und Frieden. So spreche ich dich los von deinen Sünden. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

Antwort: »Amen.«

g) nicht festgelegt

(Erzbistum München und Freising 2009)

Die zentralen Momente, aus der Perspektive dieser Arbeit, bilden die Abschnitte c) bis f). Dabei scheint es wichtiger die Form des Ablaufs und die darin vorgenommenen Handlungen einzuhalten, als einen spezifischen Text wortwörtlich zu wiederholen. Häufig wird das bekennen der Sünden dennoch mit formelhaften Sätzen eingeleitet, wie diesem: „In Demut und Reue bekenne

²⁰⁰ Katholisches Gesang- und Gebetbuch, das alle ehemaligen deutschsprachigen Gebetbücher vereint, abgesehen von der Schweiz. (Erzbistum München und Freising 2003)

ich meine Sünden.“ (Werlen 2001:1561) Das Bekennen als der zentrale und auch konventionale Akt der Beichte konstituiert im Vollzug des Aktes jene Spezifika des Pastorals, die weiter oben unter Rekurs auf Foucault beschrieben wurden. Der illokutionäre Akt teilt sich dabei auf: Auf der Ebene konventionalen Handelns wirkt die ‚illocutionary force‘ durch den ganzen Akt des Bekenntnisses hindurch. Die einzelnen Akte der Beichte, die nummerierten Handlungen bilden insgesamt den illokutionären Akt der Beichte. Darin werden einzelne illokutionäre Akte vollzogen, die in den einzelnen Sätzen zum Ausdruck kommen, aber auch in den einzelnen körperlichen Handlungen. Insofern erscheint es im Sinne Harris als sinnvoll *das Beichten* als eine ‚constitutive utterance‘ zu bezeichnen. Denn der Gläubige wird zum Sünder im Angesicht Gottes, dann zum reuigen Sünder, der um Vergebung bittet und wird entlassen als Sünder dem vergeben wurde. Indem der Gläubige bekennt, *konstituiert* er seine persönliche Schuldhaftigkeit.

Der Pönitent bekennt im Angesicht eines Anderen, eine spezifische Schuld, die ihm im Anschluss vergeben wird. Im Sinne Austins kann man das „ich bekenne“ der Klasse der exerzitiven Äußerungen zuschlagen, einer Klasse von Illokutionen, die sich dadurch auszeichnen, dass der Sprecher einen Umstand anerkennt oder befürwortet. „Sie ist eine Entscheidung, dass etwas so oder so sein solle, und kein Urteil es sei so.“ (Austin 2002:173) Diese Unterscheidung, die Austin hier vornimmt im Gegensatz zu verdiktiven Äußerungen, die Urteilen würden²⁰¹, stellt das Bekennen eine Entscheidung dar, mit welcher der Pönitent anerkennt, dass er ein eben solcher ist. Um noch einen Schritt weiter zu gehen, es ist gar nicht notwendig, dass die Beichtenden intentional mit ihrer Schuld einverstanden sind und im katholischen Verständnis ist die Beichte auch nicht voluntaristisch, sondern eine Pflichtbeichte²⁰². Selbst wenn das Individuum nicht einverstanden ist mit dem Umstand Sünden begangen zu haben, so konstituiert das Bekennen jedwede nachfolgend genannte Tat, sei sie wirklich getan oder nicht, als ein Verfehlen gegenüber Gott.

Das Individuum setzt sich, nach Auffassung dieser Arbeit, sein Selbst, in ein spezifisches Verhältnis zu sich und gegenüber einer äußeren Ordnung, im dargestellten Fall der Institution der römisch katholischen Kirche oder allgemeiner: der christlichen Pastormacht. Das Bekenntnis wird abgeschlossen vom Bereuen. Dies unterscheidet sich vom Bekennen. Austin reiht ‚bereuen‘ explizit ein in seine Klasse der konduktiven Äußerungen, die mit einer Reaktion auf das Verhalten und Schicksal anderer Akteure und auf das vergangene oder zukünftige Verhalten Anderer verknüpft sind (vgl. Austin 2002:178). Dabei weist Austin darauf hin, dass diese Klasse insbesondere

²⁰¹ Die Klassen, die Austin in der letzten Vorlesung von ‚How to do things with words‘ vornimmt, sind nicht immer trennscharf von einander abzugrenzen, was darauf hinweist, dass die Wirkung und die Semantik einzelner Sprechakte nicht nur auf der Ebene von Sprachkonventionen, von linguistischen Komponenten abhängt, sondern ebenso, worauf Austin deutlich hingewiesen hat, auf Situation und nichtsprachliche konventionale Sachverhalte (vgl. zu den Unterscheidungsproblemen Austin 2002: 180f.).

²⁰² Das kanonische Recht ist in dieser Hinsicht eindeutig: „Jeder Gläubige ist nach Erreichen des Unterscheidungsalters verpflichtet, seine schweren Sünden wenigstens einmal im Jahr aufrichtig zu bekennen.“ (Codex 1983:§989)

von den Fehlern der Art von Γ 1, „Disrespects“ und hier besonders wichtig „Dissimulations“ (ebd.:40) betroffen ist. Wenn man bereut, dann bezieht man sich also auf ein Verhalten Anderer, was im ersten Moment paradox anmutet, allerdings einleuchtet, wenn man darunter eine Subjektivierung versteht. Das Individuum bereut die Verfehlungen seines Selbst. Andererseits kann man laut Austin auch nur so tun als würde man bereuen. Die Frage ist nun nicht, ob eine Beichte gültig ist, man wirklich losgesprochen wurde von seinen Sünden, wenn man das Bereuen vorge täuscht hat, sondern wichtig ist, dass man es tut. Sobald der Beichtvater die Lossprechung gesprochen hat, ist das Bekenntnis vollzogen.

Anders gesagt: Wenn der Beichttritus vollständig vollzogen wurde, die illokutionären Akte ausgeführt wurden, deren Konventionalität nicht das Sagen spezifischer ‚Sätze‘ ausmacht, sondern, dass vielmehr eine Form der Beziehung konstituiert und vollzogen wird, dann vollzieht sich die Existenzfunktion von Aussagen ebenfalls in dieser Konventionalität, unabhängig davon ob die Sprechakte nur mimetisch²⁰³ oder als eine echte ‚Liebesreue‘²⁰⁴ vollzogen wurden. Folgt man dieser Sichtweise, dann trifft sich diese Arbeit hier wieder mit Foucault, der in seinen Vorlesungen zur Gouvernamentalität folgende Notiz macht: „Identität, Unterwerfung, Interiorität: die Individualisierung des abendländischen Menschen hat sich während des langen Jahrtausends des christlichen Pastorats um den Preis der Subjektivität vollzogen. Durch Subjektivierung. Man muss Subjekt werden, um Individuum zu werden (alle Bedeutungen des Wortes >Subjekt<).“ (Foucault 2004:337)

Insofern hat der Sprecher eine ambivalente Position inne, bzw. führt er in diesem Fall mehrere Unverwechselbarkeitssemantiken mit sich. Einerseits kann der Sprecher als jemand der einer Konvention folgt, mithin also eine Subjektposition einnimmt, verstanden werden, andererseits unterliegt das Äußern von illokutiven Akten, hier dem Bekennen und dem Bereuen, den Vorgaben von Subjektivität²⁰⁵, wobei das gesamte Dispositiv des Geständnisses auf eine Individualisierung von den zuvor quasi anonymen Mitgliedern einer Gemeinschaft abzielt.

²⁰³ Der Begriff ‚mimetisch‘ ist dabei mit Bedacht zu behandeln. Für Christoph Wulf hat dieses nachahmende Handeln eine wichtige Funktion in der Genese von Gesellschaft. Die Mimesis eröffnet für Wulf einen ambivalenten Spieraum des Aneignens in welchem sowohl Mimikry als auch ein Prozess der Anpassung an Vorgegebenes möglich ist. Jedoch kann es auch ein Prozess lebendiger Erfahrung sein, indem in der Mimesis die Subjekt/Objekt Trennung des modernen, rationalen Erkenntnissubjekts tendenziell aufgehoben ist und das mimetische Handeln stets bezogen ist auf ein Beziehungsgeflecht von Akteuren (vgl. Wulf 2009:22ff.).

²⁰⁴ Der Katechismus unterscheidet zwischen einer vollommenen Reue, der *contritio* und der *attritio*, der unvollkommenen Reue. Erstere wird auch als ‚Liebesreue‘ bezeichnet, die sofortige Vergebung der läßlichen Sünden mit sich bringt, die *attritio* hingegen bedarf zur Vergebung noch mehrerer Bußakte. Interessant in Bezug auf den Mißbrauch dieser Sprechaktklasse ist der Umstand, dass die *attritio* auch als eine ‚Furchtreue‘ bezeichnet wird, also die Motive durchaus anders liegen können als in der lauterer Liebe zu Gott (vgl. Katechismus der katholischen Kirche: V.1450ff.).

²⁰⁵ Ricken weist auf die Notwendigkeit hin Subjekt, Subjektivität, Individuum und Individualität möglichst klar voneinander zu unterscheiden. Für ihn ist Subjektivität gekennzeichnet durch „nichthintergehbare wie nichtursprüngliche Selbstbezüglichkeit“, im Unterschied zum Subjekt, dass „als eine spezifisch moderne ‚Formation des Selbst‘ gelten kann.“ (Ricken 2006:214) Diese Unterscheidung ist notwendig,

Der Sprecher-Rolle scheint hier zu changieren zwischen einer Subjektposition und einem souveränen Subjekt, dessen Intention die Konvention bestätigt, ablehnt oder sich nicht entscheiden kann. In jedem Fall aber realisiert sich die Existenzfunktion der Aussage der spezifischen Selbstthematization, wenn die Konvention befolgt wird.

6.4 *Biunivozität der Beichte*

In der Beichte greifen also die Aussagen der christlichen Pastoral mit den Wirkungen von illokutionären Akten ineinander. Doch lässt sich zwischen diesen beiden Elementen die von Foucault abgesprochene Biunivozität feststellen? Und in welcher Weise wirkt sich das auf die Beichte und das sie umgebende Geständnisdispositiv aus? Foucault verwendet Biunivozität im Sinne einer perfekten Reziprozität, in welcher das eine Element der Analyse im anderen aufgeht und umgekehrt. „Sie (Aussage und Illokution, Anm. Staples) würden durcheinander und in einer exakten Reziprozität existieren.“ (Foucault 1981:121) Auch wenn im Laufe dieser Arbeit aufgezeigt wurde, dass Foucault die illokutionären Akte viel zu eng fasst und sich damit Erklärungskraft seiner Archäologie²⁰⁶ nimmt, muss man sagen, dass eine solche Reziprozität nicht feststellbar ist.

Allerdings erweitert man die Semantik von –biunivok– ein wenig, so ergibt sich eine zweiseitige Form mit einem Dritten als Referenz, die beide Seiten von innen bezeichnet. Vorstellbar wäre diese Figur folgendermaßen: Aussagen stellen Existenzfunktionen von Zeichenfolgen dar, sie sind dabei historisch und gegenwärtig gleichzeitig, allerdings davon abhängig, dass etwas gesagt wird. Die illokutionären Akte wirken in der Form, dass konventionale Sachverhalte realisiert werden. Dabei sind diese Akte ebenfalls historisch und gegenwärtig gleichzeitig. Die gemeinsame Referenz, die sie mitkonstituieren und die sie mitbestimmt ist Wissen. Foucault definiert Wissen als eine je spezifische Ordnung, die sich zwischen den Eckpunkten der diskursiven Formation aufspannt, wobei es kein Wissen ohne diskursive Praxis gibt und jede diskursive Praxis bestimmt werden kann durch das Wissen, welches sie formiert (vgl. Foucault 1981:260). Wissen wird aber auch definiert durch die Kraft von illokutionären Akten. In illokutionären Sprechakten wird nicht nur etwas getan, indem etwas gesagt wird, Kontext im weitesten Sinne wird dadurch ebenfalls berührt. Die biunivoke Beziehung zwischen Aussage und Illokution kann dann gedacht werden als zwei Dimensionen von Wissen, die vertikal ineinander stehen. In der Beichtanalyse zeigt sich, dass es zur Entfaltung der Aussagen des Pastoral zwingend notwendig ist, dass das Bekenntnis

allerdings ist die Form dieser Formation umstritten und spannt sich zwischen den Polen eines souveränen Erkenntnissubjekts und einem Unterwerfungssubjekt auf.

²⁰⁶

Siehe Kapitel 5.

ausgesprochen wird, wobei klar geworden ist, dass Bekennen nicht gleichgesetzt werden kann mit anderen illokutionären Klassen, weswegen Harris Begriff der *constitutive utterance* hier zutreffend scheint. Der illokutionäre Akt konstituiert somit einen Sachverhalt, ohne ihn würde das pastorale Aussagenfeld nicht zur Existenz kommen.

Der letzte Abschnitt fasst die Erkenntnisse und offen gebliebenen Fragen zusammen und wird Anschlusspunkte suchen, um diese partielle Analyse in einen allgemeineren Zusammenhang stellen zu können.

7 *Fazit und Ausblick*

In dieser Arbeit wurde anhand des Leitfadens der *Archäologie des Wissens* von Michel Foucault dem Verdacht nachgegangen, dass die Ordnung von Wissen wie Foucault sie beschreibt, als eine Gleichursprünglichkeit von Ereignis und Struktur zwar den Glauben an eine historische Teleologie erschüttert, doch in der Befragung von konkreten Situationen seltsam leer bleibt. Die Dynamik und den Wandel eines Ordnungsverständnisses, das sich von Kontinuität zur Diskontinuität bewegt, die Foucault in der Archäologie des Wissens entfaltet, hinterlässt viele Lücken in ihrer Konstruktion. Es mutet fast selbstreferentiell an, wenn Foucault auf die Bedeutung von inneren Widersprüchen in diskursiven Formationen hinweist, die meist wieder auf eine spezifische Positivität verweisen (vgl. Foucault 1981:219f.). Was Foucault vermissen lässt, ist eine deutliche analytische Verbindung von diskursiver Praxis und nichtdiskursiver Praxis. Denn klar ist, dass er die eine nicht ohne die andere untersuchen kann. In dem Aufsatz ‚Was ist ein Autor‘ reflektiert er diesen Umstand implizit mit, denn die abstrakte Beschreibung von Wissensordnungen vollzieht sich in der praktischen Aktualisierung derselben. Mit der Dreiteilung von Beziehungsformen, die maßgeblich sind für Wissensordnungen (vgl. ebd.:68f.), räumt er außerdiskursiven Beziehungen, Institutionen zwar Diskurs anstoßende, initiiierende Funktionen ein, doch eine Übersetzung zwischen diesen Sphären bleibt er schuldig. Versteht man die Archäologie als eine Theorie der Performanz, der Dynamik, der Diskontinuität, so erscheint es zwingend notwendig zu bestimmen in welcher Weise Dinge gesagt und damit auch getan werden können. (Sloterdijk 1972) Die Analyse von Austins Theorie der Lokution hat gezeigt, dass das Sprechen Regeln unterworfen ist, deren Anwendung allerdings nicht ohne den pragmatischen Kontext gesehen werden darf. Austins Beispiele zeigen immer wieder, dass diese Regeln des Sprechhandelns nicht nur richtig angewandt werden können, sondern dass sie in der Anwendung auch verändert werden. Hinzu kommt, dass Austin bei den unterschiedlichen Formen des Sprechens eine den Foucaultschen Aussagen ähnliche Wirkmächtigkeit beobachtet. Die Konvergenz besteht darin, dass Austins Identifikation von performativen Sprechakten, später Lokutionen, die kein Erzählen sind, sondern ein Handeln, welches auf spezifische Weise andere Handlungen festlegen und dritte Handlungsweisen reproduzieren kann. Foucaults Aussagen fungieren in ganz ähnlicher Weise als Weichensteller von Praktiken, also Handlungstechniken. Man kann festhalten, dass beide Autoren sich mit Sprechen beschäftigen und nicht mit Sprache als einem System, dieses Sprechen erschöpft sich allerdings nicht in der Ausbuchstabierung von linguistischen Taxonomien (Searle 1982), sondern im Sprechen werden Handlungen vollzogen und Handlungsweisen realisiert, falsch gemacht und verändert. Worin sie sich unterscheiden, ist die Perspektive. Foucault argumentiert aus der Perspektive des Historikers, nur das, was tatsächlich gesagt worden ist, die Faktizität des Wissens ist sein Objekt und die Kontingenz von Ereignissen, diese individualisierten

Formen des Wissens anzuzeigen. Austins Perspektive versucht die Gegenwart ins Blickfeld zu bekommen, seine vielen Beispiele schöpfen zwar aus dem Schatz und auch System der natürlichen Sprachen, doch das, was er beschreibt, ist keine Funktion eines Systems, kein Element, welches sich genau determinieren ließe, vielmehr ein Raum, der entsteht, wenn mindestens zwei Akteure sich zueinander in ein spezifisches Verhältnis setzen, was sie zumeist im Medium des Sprechens vollziehen. Der Impetus dieser Arbeit war es die theoretischen Konzepte von Austin und Foucault aufeinander zu beziehen, ausgehend von der Frage, was es denn bedeutet, dass Wissen zirkuliert, dass man bestimmte Dinge scheinbar nur in einer spezifischen Weise sagen kann. Dabei hat sich herausgestellt, dass das Verhältnis der beiden analytischen Hauptfunktionen Aussage und Illokution viel enger ist als am Anfang angenommen, allerdings auch nicht jener Form von Reziprozität entspricht, die Foucault als Biunivozität bezeichnet hat. Das Verhältnis allerdings, welches anhand des Experiments der Beichtanalyse beobachtet werden konnte, bestätigt die Erkenntnis leitende Frage in der Form, dass das zustande kommen von konventionalen Sachverhalten von Aussagefeldern abhängig ist, allerdings die Existenzfunktion von Aussagen ebenfalls nur erscheinen kann, wenn diese durch Illokutionen vollzogen werden.

Allerdings bleiben einige Fragen offen und geben Anlass diesem Verhältnis an anderer Stelle weiter nachzugehen. Auf der Ebene der Theoriebildung muss gesagt werden, dass beide Konzepte keine kohärenten, abgerundeten Theoriegebäude darstellen, sondern vielmehr ergebnisoffene Forschungsprogramme. Die Konzepte selbst allerdings gelten gemeinhin als aporetisch (Honneth 1989, Wunderlich 1976). Ein mögliches Problem kann darin liegen, dass sowohl Foucault als auch Austin auf einer Mittelebene argumentieren. Sie untersuchen weder die anthropologischen, noch sozialen Basalvoraussetzungen für das Phänomen des Wissens. Dabei kann Foucaults Dictum von der Unhintergebarkeit des Diskurses auch derart verstanden werden, dass man nicht über Dinge sprechen kann, die die Voraussetzungen für das Sprechen darstellen. Damit fällt es schwer, vor allen Dingen Foucault mit einer bestimmten Sozialtheorie in Beziehung zu setzen. Die andere Richtung, die weitestgehend offenbleibt, vielleicht auch bleiben muss, sind Ordnungen auf der Ebene von Gesellschaft. Zielte der vorhergehende Einwand mehr in Austins Richtung, so geht dieser mehr an die Adresse von Foucault. Er weigert sich geradezu, mittels der Aussagetheorie die Grenzen des Diskurses zu überschreiten und jene an die Maßstäbe von Gesellschaft anzulegen. Die Begriffe der Episteme und des Archivs sind dabei ebenfalls nicht behilflich, da sie zwar den Beobachtungsrahmen aufziehen, allerdings nur in Bezug auf die historische Einbettung von diskursiven Formationen²⁰⁷. Wenn man es zuspitzt, dann kann man sagen, dass im Vergleich von Foucaults Aussagetheorie und Austins Konzept der *illocutionary force* eine spezifische

²⁰⁷ Die späteren Arbeiten Foucaults öffnen die Perspektive auf die Wirkungsweise von Diskursen gegenüber der Gesellschaft. (Foucault 1983/1989a/b/2004) Die Bezüge zur Methode der Archäologie und der Spezifik der Aussagefunktion treten nur mehr implizit in Erscheinung, da sie der Macht als Entsprechung für die strategische Wahl Platz machen müssen (vgl. Fink-Eitel 1990:81). Dabei steht eine Klärung des Verhältnisses von Macht und Aussagefunktion noch aus.

Funktionsweise beschrieben worden ist, die Wissen zu eigen ist und gleichzeitig notwendig, um in der Fülle einer symbolgeordneten und vermittelten Wirklichkeit Bestand zu haben.

Ein nächster notwendiger Schritt wäre es diese Funktionsweise in Beziehung zu anderen konstruktivistischen Erklärungsansätzen zu setzen und damit die performative Tragfähigkeit dieser Funktionsweise zu untersuchen. Dieser Vergleich muss berücksichtigen, dass sich in Aussage und Illokution diskursive und nicht-diskursive Praktiken kreuzen. Also kann es ein erster Schritt sein, eine Skizze zu formulieren, die den scheinbaren Gegensatz zwischen diesen Praktiken synthetisiert und damit Aussage und Illokution auch formal auf eine Argumentationsebene hebt. Daran anschließend kann diese neu formulierte Funktion, die ja eine Beobachtung zweiter Ordnung darstellt, kontrastiert werden mit Beobachtungen, die sich mit den basalen Konstruktionen sozialer Wirklichkeit auseinandersetzen. Die wichtigsten Begriffe, die sich in dieser Arbeit herausgeschält haben sind Wissen, welches als historisch kontingente Praktiken verstanden wird, Konventionalität, die mächtiger und subjektiver ist als schlichte Konformität (Helmer 1971), schließlich die Dimensionen des Handelns, in Bezug gesetzt zu Praktiken. Eine erste Referenz könnte, die Theorie Berger/Luckmanns darstellen. Auf der anderen Seite kann als eine spezifische Verknüpfung von diskursiven Praktiken die Akteur-Netzwerktheorie herangezogen werden, mit Autoren wie Bruno Latour und John Law. Diese Theorielinie ist deswegen interessant, da sie wie Foucault und Austin nicht in Subjekt/Objekt Gegensätzen denkt, sondern in Beziehungen. Dabei versucht sie in den Begriff des Sozialen Beziehungsgeflechte zu integrieren, die es erlauben die Wirklichkeit von Gesellschaft als eine überraschende, kontingente und durch abrupt wechselnde Konstellationen zu beschreiben. (Latour 2007) Mit einem Vergleich dieser Theorielinien kann der Frage nachgegangen werden, wie tragfähig ein performativer Ordnungsbegriff sein kann, wenn man ihn auf die gesellschaftstheoretische Ebene anlegt.

Dies führt zurück auf den titelgebenden Satz dieser Arbeit ‚Wer spricht?‘ Darauf kann mit den analysierten Konzepten keine abschließende Antwort gegeben werden. In der Einleitung dieser Arbeit wurde auf die verschiedenen Konnotationen des Titels hingewiesen. ‚Wer spricht‘ meint nicht zu ergründen, welchen Ursprung eine Äußerung hat, jedoch war und ist interessant, wer das Subjekt der Äußerung ist, d.h., wer der Gegenstand von Aussagefeldern und Illokutionen ist. Wie im Verlauf der Arbeit versucht wurde zu zeigen, gibt es keinen festen Bezugspunkt von der Art, dass Positionen zu Aussagen von stets denselben Subjekten und Illokutionen stets von denselben Sprechern geäußert werden. Dieser Schluss ergibt sich auch aus der Beobachtung, dass Aussagen und Illokutionen nur unter dem Aspekt ihres Erscheinens beobachtet und beschrieben werden können. Dabei ähneln sich die beiden Funktionen in der Weise, dass sie beide radikal abhängig sind vom Äußerungskontext oder Foucaultsch gesagt, ihrem Referential. Ihre Wirkungsweise, wie auch ihre Individualisierung lässt sich nur in ihrer Feldförmigkeit bestimmen. Die Beichte sei hier noch einmal angeführt: Damit die Beichte ihre Aussagefunktion entfalten kann, müssen spezi-

fische Praktiken vollzogen werden, angefangen bei dem Umstand, dass Selbstthematization als solche existiert, damit auf der anderen Seite die Illokution einen spezifischen konventionalen Sachverhalt bewirken kann, müssen ebenfalls genau ausdifferenzierte Bedingungen in einer Äußerungssituation gegeben sein. Vollzieht nun ein Individuum im passenden illokutionären Akt die Äußerung „Ich bereue meine Sünden“, so ist zwar vordergründig das Subjekt des Satzes bestimmbar und ein Individuum kann als Sprecher identifiziert werden, allerdings sind damit noch nicht Subjekt der Aussage und Sprecher der Illokution bestimmt. Auch das Moment der Subjektivität scheint unter Rekurs auf die Funktionsweise von Aussage und Illokution nur eine Nebenrolle auf dem Kampfplatz der Ordnung zu spielen. Denn, wie festgestellt wurde, in dem Fall, in welchem performativ Aussage und Illokution glücken, wirken sie unabhängig von der inneren Einstellung eines Individuums. Lediglich auf der Ebene des Misslingens von Sprechakten spielt Subjektivität eine Rolle. erinnert man sich dabei wieder an Austin und seiner Feststellung von der Immanenz des Fehlers im Sprechakt und Foucaults Erläuterungen zur Widersprüchlichkeit von Aussagefeldern, ihre Diskontinuität, so kann man festhalten, dass Ordnung und Subjektivität sich scheinbar ausschließen. Versteht man Ordnung aber dynamisch, als eine Regelmäßigkeit für die Veränderung konstitutiv ist, dann hat Subjektivität eine wichtige Funktion für diese dynamische Ordnung.

Meine Boten stehen nie außerhalb, sie machen die Geschichte, von der sie berichten, und daher ist auch die Versuchung groß zu sagen, sie hätten das alles sowieso <nur> erfunden. Sie machen als sprechende Subjekte aus der Geschichte ein Objekt, und das Objekt macht wiederum sie. Das Objekt erschafft sich seine Boten selbst. Die Geschichte hat diese Boten, die von den Ereignissen berichten, von denen man weder sprechen noch schweigen kann, erfunden. Ohne die Geschichte gäbe es die Boten nicht. Ohne Boten, ohne ihr unaufhörliches Sprechen, denn sie SIND ja selber nichts als Sprechen (was aber das meiste ist, das es gibt), gäbe es die Geschichte nicht.

(Jelinek 2009:119)

8 *Literaturverzeichnis*

- AGAMBEN, Giorgio (2008): Was ist ein Dispositiv. Zürich/Berlin: diaphanes
- ANGERMÜLLER, Johannes (2004): „Michel Foucault - auf dem Weg zum soziologischen Klassiker?“ In: *Soziologische Revue: Besprechungen neuer Literatur* 27 (2004), 4, 385-394
- ANGERMÜLLER, Johannes (2007): „Diskurs als Aussage und Äußerung- Die enunziative Dimension in den Diskurstheorien Michel Foucaults und Jacques Lacans“. In: Warnke, Ingo H. (Hrsg.) (2007): *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 53-80
- AUGUSTINUS, Aurelius (1980): *Confessiones: lat. und dt. = Bekenntnisse*. München: Kösel Verlag
- AUSTIN, John L. (1975a): „Wie man spricht“. In: (1975): *Wort und Bedeutung. Philosophische Aufsätze*. München: Paul List Verlag, 127-151
- AUSTIN, John L. (1975b): „Ein Plädoyer für Entschuldigungen“. In: (1975): *Wort und Bedeutung. Philosophische Aufsätze*. München: Paul List Verlag, 177-212
- AUSTIN, John L. (2002): *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart: Philipp Reclam jun.
- BAECKER, Dirk (2008): „Medienforschung“. In: Münker, Stefan / Roesler, Alexander (Hrsg.) (2008): *Was ist ein Medium?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 131-143
- BELLOUR, Raymond (1991): „Auf dem Weg zur Fiktion“. In: Ewald, Francois / Waldenfels, Bernhard (Hrsg.) (1991): *Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 124 - 135
- BERGER, Peter L. / LUCKMANN, Thomas (1996): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag

- BETTINGER, Frank (2007): „Diskurse - Konstitutionsbedingungen des Sozialen“. In: (2007): Foucaults Machtanalytik und soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 75-92
- BLUMENBERG, Hans (1998): Paradigmen zu einer Metaphorologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- BOGNER, Alexander (2005): Grenzpolitik der Experten. Vom Umgang mit Ungewißheit und Nichtwissen in pränataler Diagnostik und Beratung. Weilerswist: Velbrück
- BOURDIEU, Pierre (1976): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- BRATICH, Jack Z. / PACKER, Jeremy / MCCARTHY, Cameron (Hrsg.) (2003): Foucault, Cultural Studies and Governmentality. Albany : State University of New York Press
- BREDE, Rüdiger (1985): Aussage und Discours. Untersuchungen zur Discours-Theorie bei Michel Foucault. Frankfurt am Main: Verlag Peter Lang
- BRÖCKLING, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- BURCHARDT, Marian (2008): „IV. Begriffe und Konzepte 15. Geständnis“. In: Kammler, Clemens / Parr, Rolf / Schneider, Ulrich Johannes (Hrsg.) (2008): Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart: J.B. Metzler, 258-260
- BÜRGER, Peter (1991): „Denken als Geste. Versuch über den Philosophen Michel Foucault“. In: Ewald, Francois / Waldenfels, Bernhard (Hrsg.) (1991): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 89-105
- BUTLER, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- CHOMSKY, Noam (1985): Syntactic Structures. The Hague u.a. : Mouton
- CODEX (1983): „Codex des Kanonischen Rechts“. http://www.vatican.va/archive/DEU0036/___P3F.HTM [Stand: 1983. Zugriff: 1. September 2009] (1983 Promulgation durch Johannes Paul II. des bis dahin geltenden Codex Cannonis Civilis von 1917)
- DAWKINS, Richard (2008): Der Gotteswahn. Berlin: Ullstein

- DE CERTEAU, Michel (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag
- DELEUZE, Gilles (1992): *Foucault*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- DERRIDA, Jacques (2001): „Signatur, Ereignis, Kontext“. In: Ders. (2001): *Limited Inc*. Wien: Passagen, 15-45
- DIAZ-BONE, Rainer (2005): „Zur Methodologisierung der Foucaultschen Diskursanalyse [48 Absätze]“. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Research* 7 (2005), 1, Art.6, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs060168> [Zugriff 1.9.2009]
- DIAZ-BONE, Rainer (2008): „Die französische Epistemologie und ihre Revisionen. Zur Rekonstruktion des methodologischen Standorts der Foucaultschen Diskursanalyse.“. In: *Historical Social Research* 33 (2008), 1, 29-72
- DÖRGE, Friedrich Christoph (2000): „Illokutionäre Akte und Konventionalität“. In: *Grazer Philosophische Studien* 60 (2000), 125-150
- DÖRGE, Friedrich Christoph (2004): *Illocutionary Acts. Austin's Account and what Searle made out of it*. Tübingen: http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=979505232&dok_var=d1&dok_ext=p df&filename=979505232.pdf [Zugriff:1.9.2009]
- DREYFUß, Hubert L. / RABINOW, Paul (1987): *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Athenäum
- ERZBISTUM, München und Freising (2003): *Gotteslob*. München: Verlag Sankt Michaelsbund
- FINK-EITEL, Hinrich (1990): *Michel Foucault zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag
- FOUCAULT, Michel (1973): *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (1978): *Von der Subversion des Wissens*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein Materialien
- FOUCAULT, Michel (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (1989a): *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp

- FOUCAULT, Michel (1989b): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (1994): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. 12.Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (1996): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (2001): „Linguistik und Sozialwissenschaften“. In: Defert, Daniel / Ewald, Francois (Hrsg.) (2001): Schriften in vier Bänden Dits et Ecrits Band 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1042-1068
- FOUCAULT, Michel (2001): „Was ist ein Autor“. In: Defert, Daniel / Ewald, Francois (Hrsg.) (2001): Schriften in vier Bänden Dits et Ecrits. Bd. I. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1003-1041
- FOUCAULT, Michel (2003): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt am Main: Fischer Verlag
- FOUCAULT, Michel (2004): Geschichte der Gouvernamentalität I Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am College de France 1977-1978. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (2004): Hermeneutik des Subjekts. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FOUCAULT, Michel (2005): „Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit“. In: Ders. (2005): Analytik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 274-300
- FOUCAULT, Michel (2007): „Was ist Aufklärung“. In: Defert, Daniel / Ewald, Francois (Hrsg.) (2007): Ästhetik der Existenz. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 171-190
- FRANK, Manfred (1983): Was ist Neostukturalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- FRANK, Manfred (1989): Das Sagbare und das Unsagbare. Studien zur deutsch-französischen Hermeneutik und Texttheorie. Frankfurt am Mai : Suhrkamp
- FREISING, Erzbistum München und: „Erzbistum München und Freising“. <http://www.erzbistum-muenchen.de/EMF042/EMF004167.asp>
[Stand.: Zugriff: 1. September 2009]
- GEHLEN, Arnold (1962): Der Mensch. Frankfurt am Main : Athenäum Verlag
- GEHRING, Petra (2004): Foucault- Die Philosophie im Archiv. Frankfurt am Main: Campus Verlag

- GENTE, Peter (Hrsg.) (2004): Foucault und die Künste. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- GIDDENS, Anthony (1997): Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag
- GOFFMANN, Erving (2002): „Moduln und Modulationen“. In: Wirth, Uwe (Hrsg.) (2002): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 185-192
- HABERMAS, Jürgen (1988): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- HAHN, Alois (1982): „Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematization und Zivilisationsprozess“. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34 (1982), 3, 407-434
- HAHN, Alois (1987): „Soziologische Aspekte der Knappheit“. In: Heinemann, Klaus (Hrsg.) (1987): Soziologie wirtschaftlichen Handelns. Opladen: Westdeutscher Verlag, 118-132
- HA, Kien Nghi (2005): Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus. Bielefeld: transcript
- HAMEDINGER, Alexander (1998): Raum, Struktur und Handlung als Kategorien der Entwicklungstheorie. Eine Auseinandersetzung mit Giddens, Foucault und Lefebvre. Frankfurt am Main/New York: Campus-Verlag
- HANKE, Christine (1999): „Kohärenz versus Ereignishaftigkeit? Ein Experiment im Spannungsfeld der foucaultschen Konzepte Diskurs und Aussage“. In: Bublitz, Hannelore et al. (Hrsg.) (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag, 109-118
- HARRIS, James F. (1980): „Speech Acts and God Talk“. In: *International Journal for Philosophy of Religion* 11 (1980), 3, 167-183
- HASPELMATH, Martin (2002): „Grammatikalisierung: von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik“. In: Krämer, Sybille / König, Ekkehard (Hrsg.) (2002): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 262-286
- HELMER, John (1971): „Sagen und Meinen: Das Problem der Referenz in der sprachsoziologischen Theorie“. In: Kjolseth, Rolf / Sack, Fritz (Hrsg.) (1971): Zur

Soziologie der Sprache. Ausgewählte Beiträge vom 7. Weltkongreß der Soziologie.
Opladen: Westdeutscher Verlag, 66-72

HONNETH, Axel (1989): Kritik der Macht. Frankfurt am Main: Suhrkamp

HONNETH, Axel (1990): „Foucault und Adorno. Zwei Formen einer Kritik der Moderne“. In:
(1990): Die zerrissene Welt des Sozialen. Sozialphilosophische Aufsätze. Frankfurt am
Main: Suhrkamp, 73-92

ISER, Wolfgang (2002): „Mimesis und Performanz“. In: Wirth, Uwe (Hrsg.) (2002):
Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main:
Suhrkamp, 243-261

JELINEK, Elfriede (2009): „Gesprochen und beglaubigt. Dankesrede zur Verleihung des
Mühlheimer Theaterpreises 2009“. In: *Theater heute* 50 (2009), Jahrbuch, 118-120

KAMMLER, Clemens (1986): Michel Foucault. Eine kritische Analyse seines Werkes. Bonn:
Bouvier

KATECHISMUS DER KATHOLISCHEN KIRCHE (1997):
<http://www.vatican.va/archive/DEU0035/_INDEX.HTM>
[Stand: 1997. Zugriff: 5. September 2009]

KELLER, Reiner (2005): „Wissensoziologische Diskursanalyse als interpretative Analytik“. In:
Keller, Reiner et al. (Hrsg.) (2005): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit.
Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 49-76

KELLER, Reiner (2006): „Wissen oder Sprache? Für eine wissenanalytische Profilierung der
Diskursforschung“. In: Eder, Franz X. (Hrsg.) (2006): Historische Diskursanalysen.
Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 51-70

KELLER, Reiner (2008): „Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische
Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissenanalytischen Profilierung der
Diskursforschung“. In: *Historical Social Research* 33 (2008), 1, 73-107

KLAWITTER, Arne (2004): „Von der Ontologie der Sprache zur Diskursanalyse moderner
Literatur“. In: Gente, Peter (Hrsg.) (2004): Foucault und die Künste. Frankfurt am Main:
Suhrkamp, 122-140

- KNEER, Georg (1996): Rationalisierung, Disziplinierung und Differenzierung. Zum Zusammenhang von Sozialtheorie und Zeitdiagnose bei Jürgen Habermas, Michel Foucault und Niklas Luhmann. Opladen: Westdeutscher Verlag
- KNEER, Georg (1999): „Struktur und Ereignis bei Jürgen Habermas und Michel Foucault. Ein Theorievergleich“. In: Greshoff, Rainer / Kneer, Georg (Hrsg.) (1999): Struktur und Ereignis in theorievergleichender Perspektive. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 51-69
- KOENEN, Elmar J. (2000): „Nach der "Identität"“. In: Hettlage, Rober / Vogt, Ludgera (Hrsg.) (2000): Identitäten in der modernen Welt. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 101-128
- KRÄMER, Sybille (2001): Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- KRASMANN, Susanne (1995): „Simultaneität von Körper und Sprache bei Michel Foucault“. In: *Leviathan: Zeitschrift für Sozialwissenschaft* 23 (1995), 2, 240-262
- LATOUR, Bruno (2007): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- LEMKE, Thomas (1997): Eine Kritik der politischen Vernunft: Foucaults Analyse der modernen Gouvernamentalität. Berlin/Hamburg: Argument Verlag
- LEMKE, Thomas (1999): „Antwort auf eine Frage: Ist Foucaults >Geschichte der Wahrheit>
- MAZUMDAR, Pravu (2008): Der archäologische Zirkel. Zur Ontologie der Sprache in Michel Foucaults Geschichte des Wissens. Bielefeld: transcript Verlag
- MERSCH, Dieter (1999): „Anders Denken. Michel Foucaults >performativer>Diskurs. In: Bublitz, Hannelore; Bührmann, Andrea D.; Hanke, Christine; Seier, Andrea (Hrsg.) (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag, 162-176
- MILLS, Sara (2003): Michel Foucault. London/New York: Routledge
- MOEBIUS, Stefan (2005): „Diskurs-Ereignis-Subjekt“. In: Keller, Reiner et al. (Hrsg.) (2005): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 127-148
- MOTTIER, Veronique (1999): „Praxis, Macht und Interpretation. Garfinkel, Bourdieu, Foucault.“. In: Reckwitz, Andreas / Sievert, Holger (Hrsg.) (1999): Interpretation,

- Konstruktion, Kultur: ein Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften. Opladen: Westdeutscher Verlag, 126-157
- MÜNKER, Stefan / ROESLER, Alexander (Hrsg.) (1997): Mythos Internet. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- PADEN, William E. (1993): „Schauplätze der Demut und des Mißtrauens: Wüstenheilige und New-England-Puritaner“. In: Martin, Luther H. / Gutmann, Huck / Hutton, Patrick H. (Hrsg.) (1993): Technologien des Selbst. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 78-96
- PASKOSKI, Dimce (2003): Foucaults Archäologie und der Diskurs der Literatur. Diskursanalyse und Literaturtheorie. Konstanz: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-9550> [Zugriff 1.9.2009]
- RECKWITZ, Andreas (1997): Struktur. Zur sozialwissenschaftlichen Analyse von Regeln und Regelmäßigkeiten. Opladen: Westdeutscher Verlag
- RECKWITZ, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist: Velbrück
- RECKWITZ, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist: Velbrück
- REICHARDT, Rolf (2000): „Wortfelder-Bilder-semantische Netze“. In: Scholtz, Gunter (Hrsg.) (2000): Die Interdisziplinarität der Begriffsgeschichte. Hamburg: Felix Meiner Verlag, 111-134
- REICHERTZ, Jo (2007): „Foucault als Hermeneut? Lassen sich Diskursanalyse und Hermeneutik gewinnbringend miteinander verbinden?“ In: Reichertz, Jo / Schneider, Manfred (Hrsg.) (2007): Sozialgeschichte des Geständnisses. Zum Wandel der Geständniskultur. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 251-274
- RENN, Joachim (2005): „Wie ist das Bewußtsein am Diskurs beteiligt? Handlungstheoretische Überlegungen zur performativen Beziehung zwischen Semantik und Intentionalität“. In: Keller, Reiner et al. (Hrsg.) (2005): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Konstanz : UVK Verlagsgesellschaft, 101-126
- RICKEN, Norbert (2006): Die Ordnung der Bildung. Beiträge zu einer Genealogie der Bildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

- ROLF, Eckard (2009): Der andere Austin. Zur Rekonstruktion/Dekonstruktion performativer Äußerungen-von Searle über Derrida zu Cavell und darüber hinaus. Bielefeld: transcript
- SARASIN, Philipp (2001): „Diskurstheorie und Geschichtswissenschaft“. In: Keller, Reiner et al. (Hrsg.) (2001): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd. 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 55-81
- SARASIN, Philipp (2001): Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- SAUSSURE, Ferdinand de (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter
- SCHMAUS, Michael (1980): Der Glaube der Kirche. V, 4. Das Christusheil durch die Kirche und in der Kirche. Das Heilshandeln der Kirche: Taufe, Firmung, Weihe, Bußsakrament, Krankenölung, Ehe. St. Otilien : Eos-Verlag (http://clamu.dyndns.org/paterbernhard/Michael_Schmaus/Inhaltsverzeichnis_Band_V-4.html) [Zugriff 1.9.2009]
- SCHNEIDER, Manfred (2007): „Forum internum-forum externum. Institutionstheorien des Geständnisses“. In: Reichertz, Jo / Schneider, Manfred (Hrsg.) (2007): Sozialgeschichte des Geständnisses. Zum Wandel der Geständniskultur. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 43-74
- SEARLE, John R. (1982): Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- SEARLE, John R. (1983): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- SLOTERDIJK, Peter (1972): „Michel Foucaults strukturelle Theorie der Geschichte“. In: *Philosophisches Jahrbuch* 79 (1972), 161-184
- STOWASSER, J.M. / PETSCHENIG, M. / SKUTSCH, F. (Hrsg.) (1979): Der kleine Stowasser. Lateinisch-Deutsches Schulwörterbuch. München: Freytag
- VEYNE, Paul (2003): „Michel Foucaults Denken“. In: Honneth, Axel / Saar, Martin (Hrsg.) (2003): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurter Foucault-Konferenz 2001. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 27-51

- VOLBERS, Jörg (2009): Selbsterkenntnis und Lebensform. Kritische Subjektivität nach Wittgenstein und Foucault. Bielefeld: transcript
- WALDENFELS, Bernhard (1991): „Ordnung in Diskursen“. In: Ewald, Francois / Waldenfels, Bernhard (Hrsg.) (1991): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 277-297
- WEBER, Max (2006): „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. In: Ders. (2006): Religion und Gesellschaft. Neu-Isenburg: Melzer Verlag, Lizenzausgabe für Zweitausendeins, 23-183
- WERLEN, Iwar (2001): „Gespräche im kirchlichen Bereich“. In: Brinker, Klaus (Hrsg.) (2001): Text- und Gesprächslinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung- Linguistics of text and conversation. Bd. 16/2. Berlin/New York: de Gruyter, 1556-1565
- WIRTH, Uwe (2002): „Der Performanzbegriff im Spannungsfeld von Illokution, Iteration und Indexikalität“. In: Wirth, Uwe (Hrsg.) (2002): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9-62
- WRANA, Daniel / LANGER, Antje (2007): „An den Rändern der Diskurse. Jenseits der Unterscheidung diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken [62 Absätze]“. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Research* 8 (2007), 2, Art.20, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0702206> [Zugriff: 1.9.2009]
- WULF, Christoph (2009): Zur Genese des Sozialen. Mimesis, Performativität, Ritual. Bielefeld: transcript
- WUNDERLICH, Dieter (1976): Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp

9. *Lebenslauf*

Persönliche Daten:

Name: Ronald Staples
Geburtsdatum: 4.2. 1976
Geburtsort: Braunau a. Inn, Österreich
Staatsangehörigkeit: Österreichisch
Anschrift: Bulmannstr. 48
90459 Nürnberg
Tel.Nr.: 0179/5919368

Schulische Ausbildung:

1994 Abitur am Akademischen Gymnasium Linz
1995/96 Studium der Sinologie und Geschichte an der Universität Wien
1996-99 Schauspielausbildung am Franz Schubert Konservatorium Wien
Ab 2005 Studium der Soziologie und Theater- und Medienwissenschaften an der FAU Erlangen-Nürnberg

Berufliche Tätigkeiten:

1999 Stückverpflichtung am Kleinen Theater Bad Godesberg
1999 - 2004 als Schauspieler am Hessischen Landestheater in Marburg
2002 - 2002 als Regieassistent am Hessischen Landestheater in Marburg
2003-2004 eigene Inszenierungen am Hessischen Landestheater Marburg
2000 – 2004 Leitung des Jugendtheaterclubs am Hessischen Landestheater Marburg

- 2004- 2005 freiberuflicher Schauspieler in Nürnberg
- Ab 2007 Als Tutor in beiden Studiengängen beschäftigt für die Veranstaltungen: Einführung in die Soziologie
- Soziologische Theorien der Gegenwart
- Einführung in die Sozialstrukturanalyse
- Basiskurs Film- und Aufführungsanalyse
- Dramaturgischer Betreuer für das
Projektseminar: Demenz
- Ab August 2008 studentische Hilfskraft am Institut für Arbeitsmarkt und Berufsforschung (IAB)

10. Wahrheitsgemäße Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich

- die eingereichte Magisterarbeit selbstständig und ohne unerlaubte Hilfe angefertigt habe,
- außer den im Schriftumsverzeichnis angegebenen Quellen und Hilfsmitteln keine weiteren benutzt und alle Stellen, die aus dem Schrifttum ganz oder annähernd entnommen sind, als solche kenntlich gemacht und einzeln nach ihrer Herkunft unter Bezeichnung der Ausgabe (Auflage und Jahr des Erscheinens), des Bandes und der Seite des benützten Werkes in der Magisterarbeit nachgewiesen habe,
- alle Stellen und Personen, welche mich bei der Vorbereitung und Anfertigung der Magisterarbeit unterstützten genannt habe,
- die Magisterarbeit noch keiner anderen Stelle zur Prüfung vorgelegt habe.

Erlangen, den.....

.....

(Unterschrift)